

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de.

Das PDF wurde erstellt am: 07.07.2025, 05:20 Uhr.

Arno Zimmermann

Von Ostpreußen über Sachsen und Thüringen nach Niedersachsen : die Autobiographie des Arno Zimmermann

Rostock: Wossidlo-Archiv, 2000

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1891246860>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext

Von Ostpreußen
über Sachsen und Thüringen
nach Niedersachsen

Die Autobiographie
des Arno Zimmermann

Redigiert und herausgegeben von
Siegfried Neumann

Rostock
Wossidlo-Archiv

Von Ostpreußen
über Sachsen und Thüringen
nach Niedersachsen

Die Autobiographie des Arno Zimmermann

Hrsg. von Siegfried Neumann

Universität Rostock
Institut für Volkskunde
Wossidlo-Archiv

Kleine Schriften

Herausgegeben von
Siegfried Neumann

Heft 7

© 2000 by
Wossidlo-Archiv
D 18055 Rostock
Schillerplatz 8

Von Ostpreußen
über Sachsen und Thüringen
nach Niedersachsen

Die Autobiographie
des Arno Zimmermann

Redigiert und herausgegeben von
Siegfried Neumann

Rostock
Wossidlo-Archiv
2000

Inhalt

Siegfried Neumann:

Ein typisch ostpreußisches Lebensschicksal

- Autobiographien 'einfacher Leute' 6
- Erinnerung an Ostpreußen 7
- Die Autobiographie Arno Zimmermanns 11

Arno Zimmermann:

Mein Leben in Ostpreußen und Niedersachsen von 1935-1967

- I *Kindheit in Ostpreußen* 13
 - Verwandte und Bekannte 13
 - Erste Erinnerungen 16
 - Das erste Schuljahr 17
 - Unfälle und Hilfsarbeiten 19
 - Kriegsbeginn – das Leben geht weiter 21
 - Truppenstationierung 23
 - Im Krieg mit der Sowjetunion 24
 - Winter in Ostpreußen 27
 - Besuch in Königsberg 29
 - Jungenstreiche und andere Erlebnisse 30
 - Gefangenenjagd und Jungvolk-Dienst 33
 - Kriegsgeschehen in der Nähe 34
 - Die letzte Kriegsernte 38
 - Die ersten fliehen 41
 - Endzeit 42
 - Unsere Flucht 44
- II *Jugend unter Russen und Polen* 48
 - Erste Bekanntschaft mit den Russen 48
 - Das Massaker 50
 - Der Versuch zu entkommen 52
 - Die erste Bleibe 54
 - Die russische Kommandantur 56
 - Gefangen und verhört 58
 - Alltag unter der Besatzung 60
 - Landarbeit nach Kriegsende 63
 - Der Süden Ostpreußens wird polnisch,
die letzte Arbeit für die abziehenden Russen 66

Deutsche in Polnisch-Ostpreußen unter sich	70
Unter den Polen	72
Arbeit bei einem polnischen Bauern	73
Nahrungssorgen und Mundraub	77
Landarbeit und Freizeit	79
Die Polen und wir – einige Unterschiede	81
Die Ausweisung	82
III <i>Zwischenstop in Sachsen und Thüringen*</i>	84
Aufenthalt in Görlitz	84
In Richtung Westen nach Zeitz	87
Die Mutter und die Geschwister fahren weiter	91
Als Konfirmand allein in Zeitz	91
IV <i>Ankunft in Niedersachsen</i>	93
Schwarz über die Grenze	93
Unbeliebt in der neuen Heimat	94
Wieder Arbeit in der Landwirtschaft	95
In der Zimmererlehre	97
Auf Baustellen außerhalb	98
Das weitere Berufsleben in Niedersachsen	99
V <i>Ausklang</i>	100
Besuch in der alten Heimat	100
Letzte Bemerkungen	101
Redaktionelle Notiz des Herausgebers	102
Wossidlo-Archiv, Kleine Schriften	103
Abbildungen	105
Ausschnitt aus einer Ostpreußenkarte	108

*Die am Austritt der Weißen Elster aus dem Thüringer Hügelland gelegene Stadt Zeitz wurde nach dem Zweiten Weltkrieg administrativ dem Land Sachsen-Anhalt zugeordnet, mit dem die nach Thüringen und Sachsen orientierte Bevölkerung zu dieser Zeit noch kein Identitätsgefühl verband.

Siegfried Neumann

Ein typisch ostpreußisches Lebensschicksal

Autobiographien 'einfacher Leute'

Die individuellen Lebensschicksale 'einfacher Leute' sind in der Regel nur den nächsten Angehörigen, Freunden und Nachbarn bekannt und werden gewöhnlich nach ihrem Tod vergessen – spätestens in der Generation der Enkel. Denn hier gilt tatsächlich: Nur wer schreibt, der bleibt, sofern es sich um die schriftliche Fixierung von Lebenserinnerungen handelt. Doch diese unterscheiden sich fast immer erheblich von dem, was an Autobiographien in den Buchläden zu finden ist.

Prominente und Zeitgenossen, die sich dafür halten, schreiben normalerweise ihre Lebensgeschichte auf, um sich und ihre Lebensleistung ins rechte Licht zu rücken. Dafür gibt es so viele bekannte Beispiele, daß es sich erübrigt, einige davon anzuführen. Daß 'einfache Leute' zur Feder greifen, um "ihr Leben aufzuschreiben", geschieht dagegen nur relativ selten, und wenn, dann zumeist, um sich rückerinnernd Kindern und Enkeln Nachricht darüber zu hinterlassen, "wie es einmal war".

Derartige Lebensberichte werden meist mit der Hand geschrieben oder in die Schreibmaschine getippt und ihrem Zweck entsprechend an die unmittelbaren Nachkommen übergeben. Diese heben das Manuskript dann mehr oder minder interessiert auf oder legen es gedankenlos beiseite, so daß es teils als innerfamiliäre Kostbarkeit gehütet wird, teils aber auch relativ schnell nicht mehr auffindbar ist. So gelangen diese Autobiographien nur selten zur Kenntnis der Öffentlichkeit, und falls doch, dann in Drucken an eher abgelegener Stelle, so daß sie keine breite Leserschaft erreichen. Das trifft selbst auf die meisten der zahlreichen Arbeitermemoiren zu, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts erschienen sind und wiederholt zu Dokumentationen und Studien angeregt haben.¹ Angehörige der unteren

¹ Vgl. etwa Ursula Münchow: Frühe deutsche Arbeiterautobiographie. Berlin 1973. – Dies. (Hrsg.): Arbeiter über ihr Leben. Von den Anfängen der Arbeiterbewegung bis zum Ende der Weimarer Republik. Berlin 1976. – Wolfgang Emmerich (Hrsg.): Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland. Bd. 1-2, Reinbek bei Hamburg, 1974, 1975.

Sozialschichten auf dem Land oder in der Kleinstadt sind ohnehin kaum zum Schreiben gekommen. Aus Mecklenburg z.B., das ich am besten überschaue, sind anscheinend erst im letzten Jahrzehnt zwei autobiographische Erinnerungsschriften 'einfacher Leute'², und zwar von Handwerkern, ans Licht der Öffentlichkeit gelangt.³ Und daß die Autobiographie einer schlichten Bäuerin zum Bestseller wird, wie im Fall der Anna Wimschneider, ist nicht nur eine absolute Ausnahme, sondern geradezu eine Sensation.⁴

Dabei enthält auch ihre Autobiographie kaum etwas Sensationelles. Es ist letztlich der Alltag eines Lebens, der in solchen Lebenserinnerungen beschrieben wird – ein Alltag, der vor allem Alltägliches aufweist und in dem sich meist nur Besonderheiten ereignen, die aus der Perspektive dieser Alltäglichkeit als solche erscheinen. Häufig sind es jedoch die Schattenseiten menschlicher Existenz: Mühsal, Not, Krankheit und Gedrücktsein, die das Leben des oder der Berichtenden bestimmten – in solchem Maße, daß sie sich die Last des Erlebten von der Seele schreiben mußten. Sie taten es, wie gesagt, mit Blick auf Kinder und Enkel, aber eben auch mit dem Bedürfnis der Rückschau auf ihr Leben und nicht selten als Akt der inneren Befreiung von einem psychischen Druck. Dafür ist die hier veröffentlichte Autobiographie ein sprechendes Beispiel.

Erinnerung an Ostpreußen

Zweifellos hängt es nicht nur mit der Wehmut der Erinnerung an die verlorene Heimat, sondern ganz wesentlich auch mit der Schwere des Erlebten vor und nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zusammen, daß gerade wiederholt Lebensberichte ehemaliger Ostpreußen zu Papier gebracht worden sind und, soweit gedruckt, zum

² Vgl. dazu Albrecht Lehmann: *Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen.* Frankfurt a. M. / New York 1983.

³ Bernhard Dücker: *Dei oll' Glaser ut Rühn. Autobiographie.* Bützow 1997. – Ein Handwerkerleben in Mecklenburg. Die Autobiographie des Paul Friedrich Kaeding. Bearb. und hrsg. von Siegfried Neumann. Rostock 1998. – Lebenserinnerungen von Seeleuten stammen dagegen in der Regel aus der Feder von Kapitänen. Vgl. etwa Gerhard Kotzian: *Ein Rostocker Hochseefischer erzählt. Meine Lehr- und Dienstjahre im Rostocker Fischkombinat 1953-1990.* Rostock 1999. – Heinz Adler: *Vom Alex zum Eismeer. Erinnerungen an die Hochseefischerei der DDR.* Hamburg 2000.

⁴ Anna Wimschneider: *Herbstmilch. Lebenserinnerungen einer Bäuerin* (1984). 53. Aufl. München / Zürich 1990.

Teil auch allgemeineres Interesse gefunden haben. Zunächst freilich dürften die Flüchtlinge und Vertriebenen aus Ostpreußen, wo die Sowjetarmee am stärksten unter der Zivilbevölkerung wütete, die Erinnerung an ihr schreckliches Erleben eher verdrängt oder sich nur mündlich darüber ausgetauscht haben, da sie von der einheimischen Bevölkerung in Ost- und Westdeutschland in der Regel als unlieb-same Eindringlinge betrachtet wurden und wenig Verständnis für ihre Lage fanden.⁵

Doch durch die verbreitete und verschiedentlich lange gehegte Hoffnung auf eine Rückkehr in die jeweilige Herkunftsregion, durch den Einfluß des vielgelesenen Periodicums *Das Ostpreußenblatt*⁶ und durch mehrere, zum Teil in hohen Auflagen erschienene Erinnerungsbücher an das 'schöne Ostpreußen' blieb die einstige Heimat lebendig, wiewohl mehr oder minder verklärt zu einem landschaftlichen Paradies und einer gutsherrlichen⁷, bäuerlichen oder bürgerlichen Idylle⁸, die noch unter dem Kanonendonner der heranrückenden Front fortbestand.⁹

⁵ Vgl. etwa Manfred Wille, Johannes Hoffmann, Wolfgang Meinicke (Hrsg.): Sie hatten alles verloren. Flüchtlinge und Vertriebene in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Wiesbaden 1993, S. 25 f. – Albrecht Lehmann: Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945-1990 (1991). 2. Aufl. München 1993, S. 8-10.

⁶ Und eine Reihe anderer Blätter. Vgl. Bestandsverzeichnis der deutschen Heimatvertriebenenpresse, hrsg. von der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat. München / New York / London / Paris 1982.

⁷ Vgl. etwa Marion Gräfin Dönhoff: Namen, die keiner mehr nennt. Ostpreußen – Menschen und Geschichte (1962). 31. dtv-Aufl. München 2000. – Dies.: Kindheit in Ostpreußen (1988). 6. Aufl. Berlin 1998. – Hans Graf von Lehndorff: Menschen, Pferde, weites Land. Kindheits- und Jugenderinnerungen (1980). 9. dtv-Aufl. München 1999. – Lothar Graf zu Dohna: Ostpreußen – ein verlorenes Paradies. Erinnerungen aus meinem Jägerleben. Hamburg / Berlin 1991. – Albrecht Lehmann: "Grafenerzählungen". Gehobene Heimat- und Erinnerungsprosa für Bürger von heute. In: Carola Lipp (Hrsg.): Medien populärer Kultur. Erzählung, Bild und Objekt in der volkskundlichen Forschung. Rolf Wilhelm Brednich zum 60. Geburtstag. Frankfurt a. M. / New York 1995, S. 61-70.

⁸ Vgl. etwa Riccarda Gregor-Griehaber: Als ich Abschied nahm. Erinnerungen an Ostpreußen. Stuttgart 1968. – Ruth Maria Wagner: Erinnerungen an Ostpreußen 1890-1945. München 1971, Nachdruck Leer 1992. – Horst Biernath: Abschied und Wiedersehen. Erinnerungen an Ostpreußen [1916-1924]. München 1975, 3. Aufl. 1988. – Erika Trakehnen: Über 40 Jahre danach. Erinnerungen an Ostpreußen (1985). 3. Aufl. Sankt Augustin 1987. – Hubert Hundrieser: Es begann in Masuren. Meinen Kindern-erzählt. Groß-

Von dieser Idylle hoben sich die Schilderungen der Begebenheiten während des Winters und Frühjahrs 1945 in Ostpreußen, die man gelegentlich in vertrautem Kreis hörte, so kontrastiv ab, wie es schärfer nicht sein konnte. Das deprimierende Schicksal der Menschen, die die Not und das Elend der Flucht erlebten, und vor allem derjenigen, die aus der eingekesselten Provinz nicht mehr fliehen konnten und Hitlers Kriegsschuld gegenüber der Sowjetunion mit Zwangsarbeit unter dem Besatzungsregime, willkürlicher Deportation nach Sibirien oder dem Leben bezahlen mußten, erregte die höchste Anteilnahme derer, die diesen Menschen nahestanden. Um dieses erschütternde Erleben aus noch frischer Erinnerung schriftlich festzuhalten, fehlten jedoch, wie schon angedeutet, zunächst sowohl die subjektiven Antriebe wie die objektiven Voraussetzungen, nicht nur im Osten des geteilten Deutschland (wo das Thema tabu war)¹⁰, sondern auch im Westen.

Nach Maßgabe der im Internet abrufbaren Buchbestände deutscher Bibliotheken war es Hans Graf von Lehdorff, der mit seinem *Ostpreußischen Tagebuch* als erster die Mauer des Schweigens durchbrach und seine schrecklichen Erlebnisse der Jahre 1945-1947 in Buchform der Öffentlichkeit mitteilte.¹¹ Doch offenbar erst nach langer Pause, in der die Erinnerung an das Kriegsende weiter wach blieb, machten weitere veröffentlichte Erlebnisberichte publik, daß andere zu dieser Zeit Ähnliches erlebt oder beobachtet hatten.¹²

Am informativsten sind mehrere seit den achtziger Jahren publizierte, zum Teil recht ausführliche Autobiographien, in denen Männer und Frauen unterschiedlicher sozialer Herkunft aus der Rückschau sowohl die glückliche Kindheit oder Jugend in Ostpreußen bis

Umstadt 1989. – Joachim Gronau: Glocken, Ganter und Geschütze. Erinnerungen eines Ostpreußen [1924-1942]. Rendsburg 1990. – Dora Ferle-Skopp: Über die Honigbrücke. Kindheit und Jugend in Königsberg. München 1993. – Klaus Brenneisen: Das Duell der Großväter und andere Geschichten aus meiner Kindheit in Ostpreußen. Gütersloh 2000.

⁹ Vgl. etwa Marianne Peyinghaus: Stille Jahre in Gertlauken. Erinnerungen an Ostpreußen (1985). 3. btb-Aufl. [München] 1998.

¹⁰ Vgl. Heike Müns: Volkskundliche Vertriebenenforschung in der DDR 1960-1989. Nach archivalischen Quellen. In: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 39 (1996) S. 74-96.

¹¹ Hans Graf von Lehdorff: Ostpreußisches Tagebuch. Aufzeichnungen eines Arztes aus den Jahren 1945-1947 (1961). 25. dtv-Aufl. München 2000.

¹² Vgl. z.B. Herbert Reinoß (Hrsg.): Letzte Tage in Ostpreußen. Erinnerungen an Flucht und Vertreibung (1983). Augsburg 1999.

zum Januar 1945 beschreiben als auch, und zwar ohne Tabus, die anschließende mißglückte Flucht, die begründete Todesfurcht und das Leben am Rande menschlicher Existenzfähigkeit unter Russen und Polen sowie die schließliche Ausweisung schildern.¹³ Manche dieser Lebensbeschreibungen sind von einer kaum zu überbietenden Dramatik. So führt in zwei Autobiographien der geschilderte Leidensweg – wie der vieler kriegsgefangener Soldaten¹⁴ – durch Arbeitslager in Sibirien. Er endet nach der Entlassung in einem Fall (nach einem Zwischenaufenthalt in Mecklenburg) in Niedersachsen, wo sich dem Betroffenen eine neue Lebensperspektive eröffnet¹⁵, im andern Fall jedoch wieder am Ausgangspunkt, im nördlichen Ostpreußen, wo die Erzählerin schicksalsergeben ihr ferneres Leben verbringt.¹⁶ Der Fluchtbericht eines Bauernsohns, der sich zu Fuß – mehrfach aufgespürt, verfolgt, verhaftet, mißhandelt und glücklich wieder entflohen – von Ostpreußen bis in die sowjetische Besatzungszone durchschlägt und von dort weiter in den Westen begibt, liest sich geradezu wie ein Thriller.¹⁷ Auch die vor Kriegsende geglückte Flucht aus Ostpreußen hinter die Oder bewahrte allerdings nicht vor der Todesgefahr und den Schrecken, die mit dem Einmarsch der Roten Armee verbunden waren, wie die Schilderung eines Familienschicksals in den ersten Nachkriegsjahren in Vorpommern illustriert, das ebenfalls erst im Westen in glücklichere Bahnen mündet.¹⁸

¹³ Vgl. etwa Ulrich Tolksdorf: *Eine ostpreußische Volkserzählerin. Geschichten, Geschichte, Lebensgeschichte*. Marburg 1980. – Erika Morgenstern: *Überleben war schwerer als Sterben. Ostpreußen 1944-1948*. Kiel 1992. – Alfred Cammann: *Glück und Unglück des Ostpreußen Otto Bysäth. Als Beitrag zur Zeitgeschichte und Volkskunde*. Göttingen 1993. – Ulla Lachauer: *Ostpreußische Lebensläufe* (1998). 3. Aufl. Reinbek bei Hamburg 1999. – Günter Skrebbas: *Hungerjahre – Rettung in Litauen und Lettland. Erinnerungen eines Ostpreußen*. Berlin 1999.

¹⁴ Vgl. Albrecht Lehmann: *Gefangenschaft und Heimkehr. Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion*. München 1986. – Dietmar Sauermann / Renate Brockpähler: *"Eigentlich wollte ich ja alles vergessen ..."* Erinnerungen an die Kriegsgefangenschaft 1942-1955. Münster 1992.

¹⁵ Gerhard Spiwoks: *Der weite Weg. Von Ostpreußen über Sibirien nach Niedersachsen*. Göttingen 1996.

¹⁶ Ulla Lachauer: *Paradiesstraße. Lebenserinnerungen der ostpreußischen Bäuerin Lena Grigoleit* (1996). 6. Aufl. Reinbek bei Hamburg 2000.

¹⁷ Theodor Schwark: *Unter Wölfen. Versteckt und auf der Flucht im Vertreibungsjahr 1945 in Ostpreußen und Pommern*. Kiel 1985, 3. Aufl. 1995.

¹⁸ Gisela Gritsch: *Ulli und Ötti – Hitlerjugend und Gefangenschaft. Schicksale in Ostpreußen und Fünfeichen*. Berlin 2000.

Wenn sich in diesen Autobiographien die aufgestaute Bitterkeit auch mitunter in sehr drastischen Formulierungen Luft macht, so vermitteln die in vielen Punkten übereinstimmenden Schilderungen, bei aller Subjektivität der Aussagen, doch ein im Ganzen zutreffendes Bild des damals Geschehenen, das gerade durch die erlebnisgetränkte Unmittelbarkeit des Geschilderten von großer Anschaulichkeit und Eindringlichkeit ist. Das gilt in vollem Umfang auch für den hier veröffentlichten Lebensbericht.

Die Autobiographie Arno Zimmermanns

Arno Zimmermann war "schon immer" willens, seine Lebenserinnerungen aufzuschreiben. Aber erst das Drängen seiner Töchter, doch im Zusammenhang festzuhalten, was er im Laufe der Jahrzehnte an Episoden erzählt hatte, ließ es zur Niederschrift kommen. Durch Vermittlung von Alfred Cammann, der sich engagiert für den Druck der Lebenserinnerungen 'einfacher Leute' einsetzt¹⁹, gelangte das Manuskript dann zu mir. Es nimmt sich äußerlich bescheidener aus als die meisten bisher publizierten Autobiographien dieser Art, stellt sich ihnen aber inhaltlich durchaus ebenbürtig an die Seite.

Der ostpreußische Bauernjunge Arno Zimmermann (*1931), von Kindesbeinen an zur Mitarbeit herangezogen, erlebt eine weitgehend unbeschwerte Kindheit, registriert jedoch die Verhältnisse im 'Hitlerreich' und die Auswirkungen des Krieges, die bis in das kleinste Dorf zu spüren sind. 1945 geht er bei eisiger Kälte mit seiner Mutter und seinen Geschwistern auf die bereits vergebliche Flucht, erlebt den Einmarsch der Sowjetarmee mit allen Gefahren und Grausamkeiten, denen die Zivilbevölkerung dabei ausgesetzt ist, unterzieht sich trotz seiner jungen Jahre bereitwillig der Zwangsarbeit in der Landwirtschaft und beschafft, zum Teil mit Hilfe mitleidiger Rotarmisten, die zum Überleben der Familie notwendigsten Naturalien. Als die Russen im südlichen Ostpreußen den Polen Platz machen, verdingt er sich "fürs Essen" bei einem der polnischen Bauern, beobachtet interessiert deren in vielem doch sehr andersartige Lebens- und Wirtschaftsweise und hilft wieder der Mutter, die Familie vor dem Verhungern zu bewahren. Nach erfolgter Vertreibung führt der Weg zunächst nach Görlitz, wo er durch Aushilfsarbeiten und Hamstertouren zum Unterhalt beiträgt, und von dort weiter nach Zeitz, wo er

¹⁹ Vgl. z.B. Anm. 13 und 15.

zurückbleibt, um sich konfirmieren zu lassen, während die Mutter mit seinen Brüdern schwarz über die Grenze zum Vater nach Niedersachsen geht. Als er ihnen folgt, erlebt er die Ablehnung der 'Neubürger' durch die einheimische Bevölkerung, findet jedoch Arbeit in der Landwirtschaft, absolviert eine Lehre als Zimmermann, qualifiziert sich weiter zum Polier, gründet eine Familie und arbeitet bis zu seiner Verrentung im Betonbau.

Zwar sind auch hier das unbeschwerte Kindheits- und das traumatische Kriegs- und Nachkriegserlebnis des Autors die zentralen Themen, während der weitere Lebensgang nur kurz angedeutet wird. Aber die eingehende Schilderung des Alltags²⁰, insbesondere des Arbeitsalltags²¹, hebt die Darstellung über den lebensgeschichtlichen Bericht hinaus und macht sie zugleich zu einer interessanten sozial- und kulturhistorischen Quelle. Trotz der zeitlichen Distanz zwischen dem Erlebten und dessen Wiedergabe hat man nicht den Eindruck, daß in der Rückschau etwas manipuliert ist, sondern Zimmermann versetzt sich wirklich in die Vergangenheit zurück und teilt ehrlich und mit schonungsloser Offenheit mit, woran er sich erinnert. Das zeigt seine offenerzige Schilderung auch übler Jungenstreiche und der makabren Begebenheiten in der 'Russenzeit', aber auch sein differenziertes Urteil über die Sowjetarmee, die ihm sowohl in Gestalt entmenschter "Horden", scheinakorrekt, unberechenbarer Chargen und mitfühlender, hilfsbereiter Soldaten begegnete, zu denen er – ebenso wie zu den nachfolgenden polnischen Bauern – sogar ein persönliches Verhältnis gewann. Und der Bericht über die erst spät möglichen Reisen in die alte Heimat läßt bei allen Enttäuschungen auch etwas Versöhnliches erkennen.²²

Insgesamt handelt es sich um ein Lebensschicksal, wie es typisch für Zehntausende junger Ostpreußen um die Mitte des 20. Jahrhunderts war, geschildert von einem Mann, der sein Leben durchaus als Teil des geschichtlichen Geschehens versteht und die lebensgeschichtlichen Fakten weithin in ihrem sozialen Kontext reflektiert.

²⁰ Vgl. z.B. Ulrich Tolksdorf: Ermländische Protokolle. Alltagserzählungen in Mundart. Marburg 1991.

²¹ Vgl. dazu Siegfried Neumann: Arbeitserinnerungen als Erzählinhalt. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 12 (1966) S. 177-190.

²² Vgl. etwa Ulla Lachauer: Die Brücke von Tilsit. Begegnungen mit Preußens Osten und Rußlands Westen (1994). 5. Aufl. Reinbek bei Hamburg 2000. – Ralph Giordano: Ostpreußen ade. Reise durch ein melancholisches Land (1994). 6. dtv-Aufl. München 2000.

Mein Leben in Ostpreußen und Niedersachsen von 1935 bis 1967

Von Arno Zimmermann

I. Kindheit in Ostpreußen

Eigentlich wollte ich schon immer den Werdegang meines Lebens aufschreiben. Warum ich damit gerade jetzt, Anfang 1991, anfangs, in dem Jahr, in dem ich doch hoffentlich meinen sechzigsten Geburtstag erlebe, weiß ich nicht. Es klingt etwas sentimental, doch niemand kann seinen Lebenslauf im voraus bestimmen, zumal man nie weiß, was auf einen zukommt, solange man noch aktiv auf der Baustelle ist bzw. mit dem Auto unterwegs sein muß. Gerade im Zuge der Wiedervereinigung hat der Verkehr ja merklich zugenommen; die Unfälle in den alten bzw. den neuen Bundesländern sind ja sprunghaft angestiegen. Vielleicht liegt es auch daran, daß mal wieder ein Krieg bevorsteht (am Golf), ein Krieg, den ich schon in frühester Jugend gelernt habe zu verabscheuen.

Verwandte und Bekannte

Meine Eltern: Meine Mutter wurde am 25. November 1905 in Kleinkarpau und mein Vater am 29. November 1905 in Adolfschlieben, Kr. Gerdauen (Ostpr.), geboren. Meine Mutter wohnte mit ihren Eltern in Schönefeld, mein Vater mit seinen Eltern in Waldburg, Ortsteil Philippstal. Nach dem Volksschulabschluß arbeiteten beide auf dem Gut Waldburg. Dort lernten sie sich kennen und lieben und heirateten am 12. Januar 1929. Beide gingen auch weiter ihrer Arbeit im Graf von Wrangelschen Gutsbetrieb nach. Leider konnte das Gut nicht überleben, denn es war, wie so viele Güter in der damaligen Zeit, total verschuldet. Alles wurde verstaatlicht und dann aufgesiedelt. Es entstanden 48 Siedlungen zwischen dreißig und sechzig Morgen. Ein Restgut von ca. 250 Morgen blieb bestehen und wurde von Kurkenfeld mit verwaltet.

Meine Eltern wollten ins Ruhrgebiet, wo mein Vater in einer Kohlengrube anheuern wollte. Sein Bruder Ernst war bereits in Essen. Ihre Habseligkeiten einschließlich Kuh und Schwein waren schon verkauft, und einem Umzug stand nichts mehr im Wege. Doch wie so oft hat auch hier das Schicksal mitgespielt. Im letzten Moment

bekamen meine Eltern den Zuschlag für die Siedlung mit der Milchkannen-Nr. 48. Sie lag an der Hauptstraße nach Angerapp, und zwar von Kurkenfeld aus in Richtung Philippstal als erste auf der linken Seite. Außer Wohnhaus, Stall und Scheune gehörten 41 Morgen Land als Ackerland dazu, wovon nach und nach ca. fünfzehn Morgen als Weideland eingezäunt wurden. In dieses Domizil zogen meine Eltern im Laufe des Jahres 1931 zusammen mit meinem Großvater, meinem Bruder Alfred und mir als dem Kleinsten ein. – Alle zuletzt genannten Begebenheiten kann ich nur so wiedergeben, wie ich sie von meinen Eltern erfahren habe.

Meine Großeltern: Mein Großvater väterlicherseits, Adolf Zimmermann, geb. am 13. Oktober 1865 in Zinten (Kr. Heiligenbeil), wohnte bis zuletzt bei uns auf dem Hof. Seine Frau, also meine Großmutter, war kurz vor der Hochzeit meiner Eltern (ich glaube, im Dezember 1928) verstorben. Über das Eheleben meiner Großeltern ist – nach den Erzählungen meines Vaters – folgendes zu berichten: Insgesamt wurden elf Kinder geboren, davon zehn Jungen und ein Mädchen, wovon das Mädchen und ein Junge im frühen Kindesalter starben. Aufgewachsen sind neun Jungen, also acht Onkel und mein Vater, die ich noch alle – bis auf Onkel Otto, der im Ersten Weltkrieg gefallen ist – kannte. Mein Großvater arbeitete bis ca. 1895 in Zinten in einer Mühle, und sie hatten wohl ihr Auskommen. Doch im Laufe der Zeit begann mein Großvater den verdienten Lohn in Alkohol umzusetzen. Vorausgegangen waren ständige Hänseleien seiner Arbeitskollegen, die noch unverheiratet waren und ihn zum Trinken verleiteten. Weil das Geld hinten und vorne nicht zum Lebensunterhalt reichte, bestand meine Großmutter darauf, aufs Land zu ziehen und auf Gütern zu arbeiten, um durch die Deputatzuwendungen die wichtigsten Naturalien zum Lebensunterhalt zu sichern. Reibereien mit seinen Vorgesetzten führten dazu, daß die Arbeitsstelle des öfteren gewechselt wurde und somit einen Umzug in einen anderen Ort, auf ein anderes Gut, zur Folge hatte. Zuletzt war es Waldburg, wo er bis zur Verstaatlichung des Gutes die Kuhherde betreute.

Meine Großeltern mütterlicherseits waren August Bläck, geb. am 5. August 1879, und seine Ehefrau Anna, geb. Endruhn, geb. am 5. Juli 1881. In dieser Ehe kamen insgesamt sechs Kinder zur Welt, zwei Jungen und vier Mädchen. Ein Junge und ein Mädchen starben im frühen Kindesalter, ein Junge und drei Mädchen wurden erwachsen. Es waren Tante Herta, geb. am 17. Mai 1904, meine

Mutter, Onkel Heinz, geb. am 7. September 1918, und Tante Hedwig, geb. am 17. Mai 1922. Von allen wird später noch die Rede sein. Der Großvater war Maurergeselle und hat auch des öfteren, schon während der Arbeit, dem Alkohol zugesprochen und in alkoholisiertem Zustand seine Frau hin und wieder geschlagen. Ein Ende dieser Prügeleien setzte die zuerst erwachsene Tante Herta, indem sie dazwischen ging und der Mutter Hilfestellung leistete. Der Großvater verstarb bereits am 27. April 1937 im 57. Lebensjahr. – So lauten die Aussagen meiner Tante, bei einem Besuch in der damaligen DDR im Jahre 1986.

Unsere Nachbarn: Gegenüber auf der anderen Straßenseite wohnte die Familie Ferdinand und Lina Bogdahn mit Sohn Otto; auch sie hatten eine Siedlung erworben. Otto sollte später einmal alles übernehmen, weil sein Vater schon in etwas betagtem Alter war. Immerhin hatte er schon vier Jahre als Soldat am Ersten Weltkrieg teilgenommen. Als Otto heiratete, ging er außer Haus. Der zweite Sohn, Artur, gelernter Stellmacher, wurde dann mit seiner Frau Elisabeth und Sohn Dieter ins Haus geholt. Sie wurden später die neuen Besitzer. Eine Tochter, Grete, arbeitete in Königsberg; sie lernte dort einen Luftwaffen-Feldwebel kennen und heiratete Anfang der vierziger Jahre. Sie hieß jetzt Grete Vierdert und zog später nach Limbach in Sachsen; dort war wohl auch ihr Mann her.

Unsere zweiten guten Nachbarn waren Paul Muhl und seine Familie. Sie waren ebenfalls Siedler und wohnten auch auf der anderen Straßenseite, ca. 150 Meter von Bogdahns entfernt. Die beiden Familien waren miteinander verwandt, denn Frau Muhl war eine geborene Bogdahn, also auch eine Tochter von Ferdinand und seiner Frau Lina. Muhls hatten vier Kinder: Artur, Hildegard, Christel und Waltraud. Die Ehepartner waren etwas älter als meine Eltern. – Viele schöne Stunden verbrachten unsere Eltern und wir im Laufe der Jahre miteinander. Von allen soll später noch mal die Rede sein.

Kurz nach Beginn meiner Aufzeichnungen hatte ich damit schon wieder aufgehört. Ich hatte einfach nicht die Kurve bekommen. Außerdem hatte ich sehr bald gemerkt, daß es eine längere Geschichte würde, zu der mir damals noch die Zeit fehlte. Doch jetzt, sieben Jahre später (1998), will ich den zweiten Anlauf nehmen und fortfahren, zumal ich auch von meinen Töchtern dazu ermuntert wurde.

Erste Erinnerungen

Es geht hier um Erinnerungen, die im Januar 1935 ihren Anfang finden sollen. Und zwar ist es der 2. Januar, der Tag, an dem mein älterer Bruder Alfred im Kreiskrankenhaus zu Gerdauen verstarb. Er war, wie auch ich, an Diphtherie erkrankt und konnte nicht mehr gerettet werden. Am 26. November 1934 hatte er noch froh und munter seinen fünften Geburtstag gefeiert. Gut kann ich mich noch daran erinnern, daß meine Eltern mit mir mit dem Pferdefuhrwerk zum Hausarzt ins zwölf Kilometer entfernte Nordenburg gefahren sind, damit ich meine Spritzen bekommen konnte. Ich wurde am 29. Mai 1931 geboren, war damals also fast vier Jahre alt. So kann ich mich auch noch gut erinnern, daß meine Mutter in der folgenden Zeit viel geweint hat, besonders wenn sie am Herd stand und kochte oder wenn sie allein war. – Aber im Herbst 1935 gab es auch ein erfreuliches Ereignis, denn am 17. Oktober wurde mein Bruder Günter geboren. Ab diesem Zeitpunkt war ich wieder kein Einzelkind mehr.

Mein Bruder Günter gedieh zur Freude aller prächtig. Ich kann mich noch gut erinnern, daß ich später, so ab 1936, des öfteren auf ihn aufpassen mußte, was mir natürlich gestunken hat. Er war ja auch nicht ganz pflegeleicht. Denn schon jetzt, wie im späteren Kindesalter, hat er bei jeder kleinen Gelegenheit angefangen zu heulen. Manchmal hatte man den Eindruck, er hatte dabei seinen Spaß. So sagte unser Großvater mal zu ihm, als er besonders laut und ohne Grund heulte: "Junge, nun brüll noch mehr." – Worauf Günter antwortete: "Peh, nun brüll ich gerade nicht." – Meine Mutter sagte, daß es vielleicht daran liegen könnte, daß sie in der Schwangerschaft wegen des verstorbenen Bruders viel geweint habe.

Im Schloß Waldburg wurde ein weibliches Arbeitsdienstlager eingerichtet, wovon auch die meisten Siedler profitierten. Das heißt, die achtzehnjährigen und älteren Mädchen wurden in halbjährigen Abständen durch neue abgelöst. Wie die Verteilung zu den Gehöften vor sich ging, weiß ich nicht; ich nehme an, daß Lose gezogen wurden. Bei ihren Einsätzen auf den Höfen wurden die Mädchen nach vier Wochen ausgetauscht. So kam es vor, daß man in diesem halben Jahr sechs verschiedene Mädchen kennen lernte. Es kam auch vor, daß man eine für länger hatte. Ein Teil verblieb im Schloß, um Räume und Außenanlagen in Ordnung zu halten.

Gelernte Kindergärtnerinnen und ihre Helferinnen betreuten uns Kinder wie im Kindergarten. Sie machten mit uns Wanderungen und

jede Menge Spiele. Auch haben die Leiterinnen immer für Abwechslung gesorgt. Ein kleines kulturelles Angebot war immer vorhanden, zum Beispiel wurden Theaterstücke für Groß und Klein eingeübt und vorgespielt oder an Sonn- und Feiertagen nachmittags Gesangstücke vorgetragen. Dann wurde zusammen Kaffee getrunken; der Kuchen wurde von den Einheimischen gespendet. Für die umliegenden Bewohner war diese Einrichtung eine Bereicherung. – Gerne erinnere ich mich an einige Mädchen, noch ganz genau. Das waren Friedchen Federmann aus der Nähe von Hannover, Lieselotte Hageleit aus Wiesbaden und Lenchen Mödinger aus Tübingen. Auch nach der Pflichtzeit kamen diese jungen Damen schon mal abends oder sonntags vorbei und besuchten meine Eltern.

Die Einrichtung wurde aufgelöst, als man die Frauen, genau wie die Männer, für den Kriegsdienst benötigte. – Auch nach dem Krieg hatte meine Mutter noch Schriftwechsel mit Lieselotte Hageleit. Lenchen Mödinger war verstorben, und Fräulein Federmann war nicht ausfindig zu machen.

Das erste Schuljahr

Das Jahr 1937 kam, und meine Einschulung stand bevor. Doch vorher mußte ich ins Krankenhaus; dort wurde ich am Leistenbruch operiert. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie der Arzt mir das Pflaster von der Operationswunde mit einem Ruck abriß, um die lange Narbe meinem Vater zu zeigen, ganz schön schmerzhaft. – Nach Ostern wurde ich in Schönefeld eingeschult. Meine Mutter war mitgegangen, und ich weiß noch, daß ich geheult habe. Zuckertüten gab es bei uns damals noch nicht.

Nachbar Muhl hatte schon ein Rundfunkgerät. So wurden dort auch alle wichtigen Ereignisse wie Boxkämpfe mit Max Schmeling, Ansprachen des Führers, Parteikundgebungen usw. wahrgenommen. Paul Muhl war in seinen Führer vernarrt, so daß wir Kinder keinen Ton von uns geben durften, wenn dieser sprach.

Onkel Albert kam aus Berlin zu Besuch mit dem Auto; es war ein kleiner Zweisitzer-DKW. Onkel Albert hat auch viele Fotos gemacht, wovon heute noch einige existieren. In dieser Zeit gab es ein besonders schönes Ereignis. Weil mein Großvater bei uns auf dem Hof lebte, trafen sich alle Gebrüder Zimmermann mit Frauen (bis auf Onkel Ernst) bei uns. Onkel Albert hat fast alle mit seinem kleinen DKW geholt und auch wieder weggebracht. Es war ein sehr lustiger Tag.

Anfang Dezember war es schon wieder kalt. Mit dem Pferd und unserem Kutschwagen fuhr ich mit meinem Vater nach Karpauen zu Onkel Franz. Auf dem Rückweg wollte mein Vater in Loerzers Laden noch etwas besorgen. Er sagte zu mir: "Bleib draußen und warte!" Nun war es so, daß dieser Laden auch ein Schaufenster hatte, das ziemlich weit runter ging. Zum Schutz der Scheibe vor abgestellten Fahrrädern war ein Eisenrohr montiert, das ich mit beiden Händen umfaßte und einfach hin und her, auf und nieder sprang. Doch plötzlich wollte ich mit dem Mund testen, wie kalt das Rohr wirklich ist, und blieb mit der Zunge daran kleben. Vor lauter Angst muß ich wohl so stark gehechelt haben, daß ich schon nach kurzer Zeit loskam. Die Zunge blutete etwas, aber nach zwei Tagen war alles vergessen. – Nach sechzig Jahren, also viel, viel später, stand ich abermals an dieser Stelle, und alte Erinnerungen wurden wach, denn das Rohr ist immer noch vorhanden.

Alle, die Grundstücke in der Größenordnung ab dreißig Morgen besaßen, waren Selbstversorger. Trotzdem kam wöchentlich einmal Herr Palath aus Nordenburg mit seinem einspännigen Pferdewagen mit Fischen. An der Haltestelle rief er meistens: "Holt Stint, holt Stint, bis alle sind!" Irgend jemand hatte ihm noch folgenden Spruch angedichtet: "Wer fährt denn da bei Regen und Wind, öt ös de Palath mött siene Stint!" Natürlich hatte er auch andere Fische dabei. – Bei einer Mahlzeit mit Fischen fing mein Vater plötzlich an zu würgen: Eine Gräte hatte sich in seinem Hals festgehakt, und er schaffte es nicht allein, sie wieder loszuwerden. Erst mit Hilfe meiner Mutter konnte das Übel beseitigt werden. Seit diesem Tage ging mein Vater bei einer Fischmahlzeit besonders vorsichtig zu Werke; man kann sagen, er stellte sich richtig pingelig an.

In diesem Jahr brachte die Frau des Kaufmanns Laleike aus Schönefeld einen Sohn zur Welt. Da ich die Nachricht aus der Schule mitbrachte, erzählte ich sie freudestrahlend beim Mittagessen – mit folgendem Wortlaut: "Na, de Fruu Laleike hätt ok all jejungt." Ich mußte in Vaters Reichweite kommen und bekam eine Ohrfeige mit folgender Bemerkung: "Mensche junge nich, dat moke bloß Hunde und Katze." Das war die ganze Aufklärung; nun wußte ich immer noch nicht, welchen Wortlaut man in solch einem Fall bei den Menschen verwendet.

Unser zweiter Kaufmann wohnte in Philippstal und hieß Erich Spaeder. Des öfteren mußte ich für meine Mutter dort kleine Besorgungen machen. Am Anfang des Dorfes standen die Häuser, in denen

die Arbeiter vom Gut gewohnt hatten. Doch jetzt wohnten da Rentner, auch einige alleinstehende Frauen, deren Männer schon verstorben waren, unter anderem auch eine Frau Graf. Für mich war sie die Oma Graf. Fast immer, wenn ich dort hin mußte, kehrte ich bei ihr ein, denn meine richtige Oma wohnte weiter weg. Sie lebte in ärmlichen, jedoch zufriedenen Verhältnissen. Ihre Hauptbeschäftigung bestand darin, daß sie am Spinnrad saß und Wolle spann. Ich durfte ihr Brennmaterial aus dem Schuppen holen, auch mal etwas vom Kaufmann besorgen. Diese Kleinigkeiten machte ich gerne, denn sie war eine herzengute Frau. Selten habe ich in meinem späteren Leben ältere Leute von dieser Güte kennen gelernt. Obwohl sie selber nicht viel hatte, ein Schmalzbrot bekam ich immer.

Zwischendurch zogen immer mal Zigeunerwagen an uns vorbei. Einige hielten und wollten irgendeinen Kram an den Mann bringen. Für Tauschgeschäfte waren sie besonders zu haben und wollten meinen Vater einige Male überreden, eines seiner Pferde für eines von ihnen zu tauschen. Mein Vater ging darauf nie ein. Danach sagte er oft: "Die wollen immer andere Leute für dumm verkaufen; denn wer tauschen will, hat etwas Heimtückisches im Sinn, der will auch betrügen." – Im Laufe der nächsten Jahre verschwanden diese Menschen mit ihren Pferdewagen ganz von der Straße.

Das Jahr ging zu Ende, und wir hatten bald Ostern 1938: Die Versetzung in die zweite Klasse erfolgte.

Unfälle und Hilfsarbeiten

Eines Tages war eine Kuh erkrankt, und mein Vater schickte mich, um Tierarztkosten zu sparen, mit Mutters neuem Fahrrad nach Schönefeld zum Schweizer namens Hohl (er versorgte die Kühe des Großbauern Sander), er möchte doch kommen und sich die Kuh anschauen. Sein Haus stand etwas am Berg, und bei der Rückfahrt meinten einige größere Jungen, daß ich zu feige wäre, da hinunter zu fahren. Darüber konnte ich nur lachen, setzte mich aufs Rad, trat noch einige Male in die Pedale, bekam aber so viel Schwung, daß ich unten die rechte Kurve nicht kriegte und gegen den Straßenstein fuhr, der neben einem Baum stand. Kopfüber flog ich mitsamt dem Fahrrad am Baum vorbei in den Straßengraben, und das Vorderrad von Mutters schönem neuen Damenrad war total verbogen. Außer Hautabschürfungen hatte ich nichts abbekommen.

Der Geselle vom Stellmacher Krohm packte das Fahrrad auf den Handwagen und brachte mich nach Hause. Meine Mutter ahnte schon

nichts Gutes und kam uns weinend entgegen. Sie sagte nur: "Stell dir vor, man hätte dich mit dem Handwagen bringen müssen", was allerdings verständlich war, nachdem sie schon ein Kind verloren hatte. Trotz des Schadens waren meine Eltern froh, daß ich mit heilen Knochen an Land kam.

Es sollte nicht der einzige Unfall mit Mutters Fahrrad gewesen sein. Etwa ein Jahr später kam Tante Herta mit dem Fahrrad zu Besuch. Da man von unserem Gehöft die Straße ca. einen Kilometer nach beiden Seiten einsehen konnte, sah ich sie schon kommen und fuhr ihr erfreut entgegen. Durch meine Unachtsamkeit stießen wir zusammen und landeten beide im Straßengraben, der nicht tief war und zu der Zeit auch kein Wasser führte. Es war bis auf eine kleine Schürfwunde an Tante Hertas Wade weiter nichts passiert. Doch die Standpredigt von meinem Vater kam hinterher.

Da es immer genug Arbeit auf dem Hof gab, wurde auch ich schon zu kleinen Verpflichtungen herangezogen, zum Beispiel Kirschen und Beeren pflücken, den Holzkasten in der Küche neu auffüllen, bei der Getreideernte sowie bei der Kartoffel- und Rübenernte helfen. Kartoffeln auflesen habe ich schon als Kind verabscheut und auch in meinem späteren Leben nie gerne gemacht. Wenn ich über Rückenschmerzen klagte, pflegte mein Vater zu sagen: "Du hast doch noch gar kein richtiges Kreuz, also kann auch keins weh tun." Auch konnte ich die Erde unter den Fingernägeln nicht leiden. Trotzdem war es immer ein Einsatz von mehreren Tagen, weil wir uns in der Nachbarschaft gegenseitig halfen. Der einzige Vorteil war, daß man etwas Geld bekam, wovon ich das meiste beim Schulsparen einzahlte.

Die neueste Errungenschaft in diesem Jahr war ein Grasmäher, der von zwei Pferden gezogen werden mußte. Bis dahin wurde das meiste mit der Sense gemäht. Ein Zusatzgerät (Fußablage) wurde zum Mähen von Getreide montiert. Damit konnte man Häufchen in Garbengröße ablegen, die dann von den Frauen gebunden und anschließend in Hocken aufgestellt wurden. Für meine Eltern war diese Anschaffung eine große Erleichterung. Unsere Nachbarn hatten zusammen eine Flügelmaschine. Warum meine Eltern daran nicht beteiligt waren, weiß ich nicht. Eine Drillmaschine hatten sie zu dritt angeschafft, wie auch die Haspelmaschine zum Roden von Kartoffeln. – Einige arbeitsreiche, aber für uns friedliche Jahre waren so dahingegangen. Die durch den Ersten Weltkrieg verloren gegangenen Gebiete waren zurückerobert, und jeder hätte in Frieden leben können.

Kriegsbeginn – das Leben geht weiter

Es kam das Jahr 1939. Mein Vater wurde am 19. August eingezogen. Zu dieser Zeit war meine Mutter wieder schwanger und sollte im Februar 1940 entbinden. Der Feldzug gegen die Polen begann und wurde in kurzer Zeit siegreich beendet. Ganz Deutschland jubelte, hauptsächlich die Parteigenossen und Führergetreuen. Doch es war erst der Anfang – ein Anfang, der im Laufe der nächsten Jahre die ganze Welt erschüttern sollte.

Zur Unterstützung meiner Mutter wurde jeden Tag von einem Posten ein polnischer Kriegsgefangener aus dem Lager von Philipps-
tal gebracht und abends wieder abgeholt. Was für ein Aufwand für einen einzigen Mann! Ich lernte in dieser Zeit das Melken und konnte in kurzer Zeit meiner Mutter bei dieser Arbeit abends zur Seite stehen. Ab 2. November wurde mein Vater fürs erste vom Wehrdienst befreit. Er kam nach Hause, und den polnischen Kriegsgefangenen brauchten wir nicht mehr.

Wir waren wieder eine Familie, die am 21. Februar 1940 durch die Geburt meines Bruders Horst ihren Endstand an Größe erreicht haben sollte. Meine Mutter hätte so gerne ein Mädchen gehabt. Erika sollte es heißen. Während der Geburt hatte man uns, meinen Bruder Günter und mich, zu unserem Nachbarn Muhl geschickt. Als mein Vater uns anschließend abholte, fragte Paul Muhl meinen Vater: "Na, Emil, wat ös et denn ditmol geworde?" – Darauf mein Vater: "Ach jo, et ös wedder een Kreppsche" (Beutelchen, für Junge). – Damals war tiefer Winter mit viel Schnee. Mein Vater holte die Hebamme aus dem benachbarten Schönefeld mit dem Pferdeschlitten. Unser Hausarzt, Dr. Starfinger aus Nordenburg, der kurz in Königsberg weilte, kam erst 24 Stunden später, weil die Eisenbahnfahrt von Königsberg nach Nordenburg wegen Schneeverwehungen 21 Stunden dauerte. Im Normalfall wären es zwei Stunden gewesen.

Wenn meine Eltern auf dem Feld arbeiteten, versorgte mein Großvater uns Kinder, hauptsächlich die Kleinen. Weil er gehbehindert war, ging er am Stock. So hatte er später bei uns Größeren, wenn wir mal frech waren, keine Chance, hinterher zu kommen.

Eines Tages kam mein Vater mit einem jungen schwarzen Hund ins Haus; er wurde auf den Namen Rino getauft. Unser bisheriger Hund hieß Prinz, der war schon ziemlich alt. Weil beide im Sommer zusammen eine Ente ins Jenseits befördert hatten, mußte Prinz sterben, und Rino kam ab da an die Kette. Es war ein Schäferhund-Mischling, der sich später als scharfer Hofhund entpuppte.

Unsere anderen Tiere waren vier Milchkühe, als Nachwuchs ein bis zwei Rinder und ein Kälbchen. In den Schweineboxen lebten ein bis zwei Muttertiere; die Ferkel von ihnen wurden für den eigenen Bedarf großgezogen oder nach einigen Wochen verkauft. Auch zwei Pferde waren stets zur Stelle: Ludwig, ein ausgedienter Wehrmachtswallach mit doppelter Elchschaufel als Brandzeichen, und Luci, die im Mai ein Hengstfohlen zur Welt brachte. Es wurde auf den Namen Fritz getauft, später kastriert und für den Eigenbedarf großgezogen. Das Geflügel bestand aus ca. dreißig Hühnern, Enten und Gänsen – unterschiedlich, mal so, mal so, wie die Brut ausgefallen war. An sonstigen Kleintieren gab es noch zwei bis drei Katzen. Für die Tauben und Kaninchen war ich zuständig. Um den Bedarf an Wolle zu decken, hat meine Mutter später, im Sommer 1942, noch Schafe angeschafft.

Der Angriff auf Frankreich wurde vorbereitet, und am 10. Mai war es soweit. Artur Bogdahn war schon bei der Wehrmacht, und Paul Muhl wurde eingezogen, aber noch im selben Jahr entlassen. Auch dieser Blitzkrieg war schnell vorbei.

Im Sommer 1940 besuchte uns noch einmal Onkel Albert aus Berlin, doch ohne Auto. Er war mit der Bahn gekommen. Um zu seinen Brüdern in der Umgebung zu gelangen, benutzte er das Fahrrad meiner Mutter. Es sollte sein letzter Urlaub in Ostpreußen gewesen sein; noch im selben Jahr wurde er eingezogen.

Mittlerweile war es Spätherbst geworden. Mein Großvater und mein Vater waren mit Holzhacken beschäftigt; meine Mutter und eine Arbeitsmaid erledigten die letzten Arbeiten im Garten. Hier hatte mein Vater im Laufe der Jahre einige Obstbäume angepflanzt. Aber ein Pflaumenbaum wollte nicht richtig gedeihen und hatte auch noch nicht getragen.

Damit begann eine lustige, aber für mich schmerzhaft endende Geschichte in Verbindung mit einem dieser Mädchen. Zufällig hörte ich, wie mein Vater zu meinem Großvater sagte: "Na, von dem Boom ward woll ok nuscht mehr, dem mot wi woll ruutmoke!" Ich war darüber so erfreut, daß ich mich gleich am nächsten Tag nach der Schule mit Spaten und Kreuzhacke an die Arbeit machte, das Bäumchen umzulegen. Einige Wurzeln hatte ich schon durchgehackt und bat das Mädchen vom Arbeitsdienst, mit anzufassen, um so die Arbeit zu vollenden. Doch trotz großer Anstrengung schafften wir beide es nicht. Ich ging zu meinem Vater und teilte ihm erfreut mit, daß ich schon fertig wäre, nur den Rest allein nicht schaffen würde. –

Mein Vater fragte, was ich damit meine. – Ich sagte: "Na, dä Pluumeboom, dä ruut sull." Mein Vater ging mit und sah die Bescherung. Ich merkte, wie sich sein Gesicht verfärbte. Die darauf folgende Tracht Prügel habe ich in meinem Leben nie vergessen.

Das Getreide von den Feldern war geerntet, lag in den Scheunen, und es ging, noch vor der Kartoffelernte, ans Dreschen. Diese Arbeit war für uns Kinder immer eine willkommene Abwechslung, weil es an diesen Tagen etwas Besonderes zu essen und trinken gab, wobei auch wir nicht zu kurz kamen. Der Lohndrescher kam aus Kleinkarpau und hieß Reinhard. Er war selbständiger Schmied, hatte einen Dreschkasten und einen Deutz-Motor erworben, und damit zog er nun von Hof zu Hof. Die Leute waren froh, daß ihr Getreide gedroschen wurde; und er hatte zu seiner Schmiede, saisonbedingt, einen guten Nebenverdienst. Bei so einem Einsatz wurden bis zu zwölf Leute gebraucht. Die Nachbarn halfen sich gegenseitig. – Im September bekamen auch Muhls noch mal Nachwuchs, eine Tochter Waltraud.

Truppenstationierung

Inzwischen wurden die ersten Wehrmachtseinheiten stationiert, und es kam das Jahr 1941. Bis zum Juni wurden die Truppen in Ostpreußen dermaßen verstärkt, daß man überall nur Soldaten, Lastkraftwagen, Panzer, Geschütze und Pferdewagen sah. Am Himmel wurden laufend Luftkämpfe geübt.

Während der Belagerung durch unsere Truppen gab es einige lustige Begebenheiten. Besonders eine möchte ich hier wiedergeben. Während meine Mutter am Herd stand und kochte, wurde von unserem Hund schon Besuch angekündigt. Es klopfte an der Tür, und herein traten zwei Soldaten, grüßten und fragten in süddeutschem Dialekt, ob sie wohl ein paar Eier bekommen könnten. – Darauf meine Mutter in ostpreußischem Platt: "Kiek an, dä kome prachre." – Die beiden sahen sich an, und einer sagte: "Mensch, laß uns abhauen, die sprechen hier ja polnisch." Und schon waren sie aus der Haustür. Erst ein hochdeutsches Hinterherrufen bewegte sie dazu, umzukehren und erneut ins Haus zu treten. Ein allgemeines Gelächter war die Folge. Als Wiedergutmachung wurden sie zum Abendessen eingeladen und waren noch des öfteren zu Gast in unserem Haus.

Leider war es nur eine kurze Zeit. Denn schon bald verließen uns sämtliche Soldaten und mußten gen Osten ziehen. Durch die erfahrenen und älteren Soldaten wußten die meisten, daß uns was Böses bevorstand.

Am 29. Mai war ich zehn Jahre alt geworden und wurde ins Deutsche Jungvolk aufgenommen. Die Uniform bestand aus braunem Hemd, schwarzem Halstuch, das am Hals durch einen braunen Lederknoten zusammengehalten wurde, einer schwarzen kurzen Hose, Koppel und Schulterriemen. Auf dem Koppelschloß stand die Inschrift "Blut und Ehre".

Jede Woche mußten wir einmal zum Dienst. Als erstes wurde uns der Lebensweg unseres Führers Adolf Hitler eingetrichtert. Aber wir wurden auch durch Geländespiele und Jugendwettkämpfe schon früh zur körperlichen Ertüchtigung herangezogen.

Zu irgendwelchen Streichen war ich noch immer zu haben. Den größten Klopfer leistete ich mir in dieser Zeit in Schönefeld. Die kleinen Gänschen des Stellmachers Krohm schwammen friedlich im Bach und wurden von ihrer Mama behütet. Doch gegen uns, Max Mengel (einen Mitschüler) und mich, kam sie nicht an. Denn mit vier ihrer Kleinen machten wir Tauchversuche, um festzustellen, wie lange kleine Gänschen es unter Wasser aushalten. Schon nach kurzer Zeit lagen sie leblos da, und alle Wiederbelebungsversuche waren erfolglos. Die Szene wurde von Soldaten, die am Hang in der Sonne lagen, beobachtet, und die Täter waren kurz darauf ermittelt. Als ich am nächsten Tag nach Hause kam, saßen Herr Krohm und meine Mutter draußen auf der Bank, und ich wußte, was auf mich zukam. Daß ich straffrei ausging, verdanke ich wohl der Gutmütigkeit meiner Mutter. Aber sie mußte wohl oder übel zwei ihrer kleinen Gänschen als Schadenersatz Herrn Krohm übergeben, obwohl sie selbst nur wenige hatte, weil die Brut schlecht ausgefallen war.

Im Krieg mit der Sowjetunion

Am 21. Juni war es dann soweit; die Sowjetunion wurde trotz Nichtangriffspakts überfallen, und das Massensterben begann. Man las ab jetzt schon öfter in unserer Gerdauer Zeitung Todesanzeigen junger Menschen, die "für Führer, Volk und Vaterland" gefallen waren. Unser führergetreuer Nachbar Paul Muhl freute sich natürlich über den Siegeszug der deutschen Truppen. Er glaubte immer noch, daß man die Sowjetunion genauso schnell überlaufen könne wie zuvor Polen und Frankreich. Mahnungen und Äußerungen seines Schwiegervaters Ferdinand Bogdahn, daß der Krieg vier bis fünf Jahre dauern könne, wurden von ihm nicht beachtet.

Zu meinem zehnten Geburtstag hatte ich einen Fußball bekommen. Er sah aus wie wie ein echter Lederball, war aber nur aus Gummi.

Artur Muhl und ich spielten damit bei uns auf dem Hof. Mit voller Wucht schoß Artur den Ball gegen einen Holzkegel, wobei sich ein spitzes Stück Holz in den Ball bohrte. Damit war er nun nach kaum einwöchiger Lebensdauer schon wieder platt. Warum ich mich damals nicht gleich meinen Eltern anvertraut habe, weiß ich nicht mehr. Denn auf den Rat von Artur sollte ich sagen, daß ich den Ball gegen die Milchkannebank geschossen habe, und beim Abprallen sei er dann gegen den Kegel geflogen. – Später, als ich den wahren Sachverhalt erklärte, glaubte mir außer meiner Mutter niemand mehr. Unsere Nachbarin glaubte ihrem Sohn und sagte zu mir: "Du lügst!" Erst drei Jahre später kam der Fall noch mal zur Sprache, wobei auch Artur den wahren Vorgang zugab. Meine Mutter sagte damals der Nachbarin: "Na, Muhlsche, wer hat denn nun gelogen?" – Darauf diese zu ihrem ältesten Sohn: "Wie konntest du nur?"

Noch einmal konnten meine Eltern die Ernte zusammen einbringen. Tante Herta war zum Helfen gekommen und wollte abends Johannisbeeren mitnehmen. Diese sollten wir pflücken; doch mein Bruder Günter hatte dazu keine Lust, obwohl er mit seinen fast sechs Jahren ein bißchen dazu in der Lage gewesen wäre. Doch er wollte nicht. Nach einer Ohrfeige meines Vaters lief er weg und sagte: "Pah, nun pflücke ich gerade nicht." Erst einige Schläge meines Vaters mit dem Riemen auf sein Hinterteil bewirkten, daß er anschließend mehr pflückte, als er eigentlich sollte.

Den Riemen hatte mein Vater ständig um, und er diente nur dazu, den Köcher mit Wasser für den Stein beim Wetzen der Sense zu halten oder uns ab und zu welche überzuziehen; denn für den Halt der Hose hatte er Hosenträger. Wahrscheinlich hatte er diese Unart von Erziehung von seinem Vater übernommen; bei neun Jungen ging es wohl nicht anders. – Mein kleiner Bruder Horst war inzwischen eineinhalb Jahre alt und hat von dieser Art von Erziehung nichts mehr mitbekommen.

Doch zu Horst gibt es auch eine kleine Geschichte, die ich unbedingt erwähnen möchte. Es war an einem Sonntag. Horst trug den Matrosenanzug seines Bruders Günter, dem er mittlerweile zu klein geworden war. Er beobachtete die Enten, die aus einem für sie bestimmten Trog Wasser tranken. Plötzlich nahm er die Mütze ab, schöpfte damit Wasser aus dem Trog und trank wie die Enten, indem er den Kopf ziemlich weit in den Nacken legte. Daß er dabei auch vorne ziemlich naß wurde, war klar. Frau Gill, eine Schwester von Tante Grete, hat diese Szene beobachtet und besonders in ihr Herz

geschlossen. Denn immer, wenn wir uns in späteren Jahren trafen, mußte sie davon erzählen, wobei ein kleines Gelächter nicht ausblieb. Zum Einschlafen brauchte unser Kleiner nicht wie andere Kinder eine Puppe, sondern ein kleines Kissen, das er liebevoll "mein Schischi" nannte.

Im Januar 1942 wurde mein Vater wieder eingezogen, und jeder wußte, daß er diesmal nicht so schnell wiederkommen würde. Als erste Unterstützung bekam meine Mutter einen französischen Kriegsgefangenen, der aber große Angst vor Pferden und Kühen hatte. Er wurde gegen einen anderen Kameraden ausgetauscht. Der hieß Charlie und war in Ordnung. Er stammte ebenfalls aus der Landwirtschaft. Auch er wurde, wie schon 1939 der polnische Kriegsgefangene, morgens vom Posten gebracht und abends wieder abgeholt. Es war streng verboten, mit solchen Leuten an einem Tisch das Essen einzunehmen. So aß Charlie allein in der Küche.

Im Oktober hat mein Vater Fronturlaub bekommen und konnte beim Ernten der Runkeln oder Futterrüben noch mithelfen. Diese Zeit nutzte er, um die bisherigen Pferde Ludwig und Luci zu verkaufen. Als Ersatz kaufte er eine sehr temperamentvolle Stute vom Gut Polleiken. Wegen ihrer etwas rundlichen Form bekam sie den Namen Dicke. Zusammen mit Fritz, der inzwischen herangewachsen und eingefahren war, sollten die beiden künftig unser Gespann bis zu ihrem traurigen Ende sein. Doch davon später.

Im Juni mußte ich für eine Woche jeden Tag nach Nordenburg, wo von jeder Schule im Umkreis ein Junge am Sport teilnehmen mußte. Die Stunden, praktisch und theoretisch, wurden von einer angehenden Sportlehrerin geleitet. Es hat viel Freude gemacht, jedenfalls mehr, als das stupide Schulbank drücken. Froh war ich darüber, daß Vaters altes Fahrrad die Strapazen einigermaßen überstand, denn in dieser Zeit war an Ersatzteile bzw. neue Bereifung nicht mehr ranzukommen. Selbst Gummilösung und Flicker gab es nicht. Alle Rohstoffe wurden für kriegswichtige Produkte gebraucht.

Eine kleine Episode spielte sich in diesem Jahr noch zwischen unserer Lehrerin, Fräulein Kühn, und mir ab. Beim Vorlesen der Rechenaufgaben kam sie dahinter, daß ich diese gar nicht gemacht hatte. Sie kam wütend auf mich zu, faßte mich an den Schultern und schüttelte mich so stark, daß mein neues, von meiner Mutter genähtes Hemd dabei in Mitleidenschaft gezogen wurde. Vor Wut sprang ich aus der Bank, faßte sie an den Schultern und schubste sie an den großen Kachelofen. Darauf kam sie in Rage, schaffte es jedoch nicht,

mich auf den Boden zu drücken, und schrie: "Du kommst jetzt mit zum Bürgermeister! Da werden wir dafür sorgen, daß du in ein Erziehungsheim kommst!" Doch es geschah nichts, weil sie zu schwach war, mich aus der Klasse zu ziehen. – Am nächsten Tag wurde nicht mehr darüber gesprochen. Im nächsten Zeugnis stand dafür der Satz: "Arnos Leistungen und Betragen haben sehr nachgelassen, Versetzung sehr fraglich (Flegeljahre)!"

Fräulein Kühn wurde versetzt, und es kam Herr Böhm von der Schule Gnätken. Alle seine bisherigen Schüler kamen jetzt zu uns. Herr Böhm verschaffte sich den nötigen Respekt; man wurde wieder fleißiger, und die Versetzung war nicht mehr gefährdet.

Für unseren Schulweg nach Schönefeld brauchten wir ungefähr eine halbe Stunde. Mein Mitschüler Kurt Preuß, der noch schätzungsweise 600 Meter weiter weg wohnte, hatte den gleichen Weg, ab unserem Gehöft gingen wir dann zusammen. Seine Schwester Edith und Hildegard Muhl, die ein Jahr älter waren, gingen meistens mit uns.

Noch vor Weihnachten bekam mein Großvater die Nachricht, daß Onkel Albert am 19. Dezember 1942 gefallen war. An folgenden Satz kann ich mich noch ganz genau erinnern: "Er wurde von einer feindlichen MG-Garbe getroffen und war sofort tot." Zum ersten Mal sah ich meinen Großvater weinen und dicke Tränen in seinen Vollbart fließen.

Ende des Jahres 1942, das heißt im Winter 1942/43, der meines Wissens besonders kalt war, wurde der Siegeszug der deutschen Truppen in Stalingrad an der Wolga gestoppt. Die 6. Armee unter Generalfeldmarschall Paulus wurde eingekesselt und aufgerieben. Wer mit dem Leben davongekommen war, ging in Gefangenschaft. Not und Elend dieser Soldaten begann; von ehemals 90 000 Soldaten durften man gerade 6 000 ihre Heimat wiedersehen.

Winter in Ostpreußen

Wenn man die Winter in Ostpreußen erlebt hat, kann man nur sagen, daß sie mit denen späterer Jahre in Niedersachsen nicht zu vergleichen waren. Weil viele Gehöfte außerhalb der Dörfer lagen, bekamen diese, so auch wir, Kälte mit viel Schnee und den dazugehörigen Verwehungen besonders zu spüren. Oft kam es vor, daß der Schneeflug nicht durchkam. Dann mußten alle Anlieger antreten und die größeren Schneeverwehungen von Hand wegräumen, denn das Milchauto von Nordenburg mußte durch.

Als Kinder konnten wir tolle Burgen in den zugewehrten Böschungen bauen. Unser Weidegarten direkt am Hof hatte einiges Gefälle zur Wiese hin und war dadurch für die Nachbarskinder und uns die ideale Rodelbahn. Viel Spaß hatten wir auch immer bei den Schneeballschlachten, die aber auf dem Schulhof grundsätzlich verboten waren. Während einer Pause passierte es dann doch. Ein etwas älterer Schüler hatte nach mir geworfen. Natürlich warf ich zurück, und mein Schneeball prallte gegen das Tor der Scheune, die am anderen Ende des Schulhofes stand. Nun war der andere Werfer vom Lehrer beobachtet worden und bekam nach der Pause den Hosenboden versohlt. Bei dieser für ihn schmerzhaften Angelegenheit schrie er dann ganz verzweifelt, daß ja auch ich geworfen hätte. – "Aha", sagte der Lehrer zu mir, "das war also dein Ball, der an das Scheunentor prallte." – Als ich bejahte, bekam auch ich mein Teil verabreicht. Das Verbot bestand deshalb, damit keine Fensterscheiben in Mitleidenschaft gezogen werden sollten, denn es war damals sehr schwierig, an Fensterglas heranzukommen. – Es war mir wichtig, diese kleine Geschichte zu erwähnen, um darzustellen, wie schnell doch damals die Lehrer zum Stock griffen, heute undenkbar.

Während der Schneeschmelze war unsere Wiese fast jeden Winter überschwemmt; und der anschließende Frost sorgte für eine große Eisfläche zum Schlittschuhlaufen. Wer keine Schlittschuhe hatte, konnte sich mit seinem Schlitten fortbewegen, indem er sich mit zwei Stöcken, unten mit Eisenspitzen versehen, selbst abstieß. – Auch bauten wir uns oft eine Art Karussell. Das ging folgendermaßen: Ein Pfahl wurde durch das Eis bis in den Grund geschlagen, so daß dieser festfror. Oben drauf war ein Rundeisen eingeschlagen, auf das eine lange Stange mit Loch gesteckt wurde. Am Ende wurde ein Schlitten befestigt, auf dem ein oder zwei Kinder Platz nahmen. Alle anderen mußten schieben, und es ging im Tempo richtig rund wie beim Karussell. Nach einigen Runden wurde die Besatzung des Schlittens gewechselt, so daß jeder dran kam.

Aus Langeweile hatte ich, sitzend auf dieser Stange, mit meinen Schlittschuhen ein Loch direkt über einem Entwässerungsgraben ins Eis geschlagen und zwar so groß, daß mein Bruder Günter auf dem Bauch liegend mit seinem Schlitten hineinfuhr und so weit unter das Eis kam, daß nur noch die Beine zu sehen waren. Zum Glück war ich in der Nähe und konnte ihn gleich herausziehen und nach Hause bringen. Ihn ausziehen, abtrocknen und ins Bett bringen besorgte dann meine Mutter.

An den langen Winterabenden wurden die nachbarlichen Beziehungen besonders gepflegt. Reihum trafen sich die Frauen zum Federnschleifen. Der weiche Teil wurde vom Schaft der Feder abgezogen und später zum Auffüllen von Kopfkissen und Oberbetten gebraucht. Eine mühsame Arbeit! Aber gemeinschaftlich soll es oft sehr lustig hergegangen sein, vor allen Dingen, wenn einmal die Männer dabei waren und irgendwelchen Blödsinn machten. So hatte eines Abends unser Nachbar Paul Muhl einen Wecker mit voll aufgezogenerm Lätewerk von außen an die Scheibe gehalten und ablaufen lassen. Kein Wunder, daß die in ihre Arbeit vertieften Frauen total erschrocken waren. Es gab noch andere Handarbeiten, wie Häkeln, Stricken, Nähen und Spinnen, die gerne in der Gemeinschaft gemacht wurden.

Wie ich schon erwähnte, hatte meine Mutter zwei Schafe angeschafft. Es kam der Tag, an dem sie zum ersten Mal geschoren werden mußten. Irgendwie taten mir die Tiere leid, aber es mußte sein. An Vorder- und Hinterbeinen gefesselt wurden sie auf einen alten Tisch gelegt, und die Schur begann. Das Werkzeug dazu war die sogenannte Schafschere. Es kam schon mal vor, daß ab und zu die Haut etwas in Mitleidenschaft gezogen wurde. Aber nach dem zweiten bzw. dem dritten Mal ging es schon besser und schneller. Die Wolle wurde anschließend gewaschen und getrocknet, später je nach Bedarf gekämmt und zum Faden gesponnen, dann gezwirnt (das heißt, zwei der Fäden wurden zusammengedreht) und zum Schluß gehaspelt. Jetzt war die Wolle strickfertig.

Besuch in Königsberg

Zwei Tanten meiner Mutter (Schwestern ihres Vaters; eine wohnte in Berlin, die andere in Königsberg) hatten vor dem Krieg jeglichen Kontakt zu meinen Eltern abgebrochen. Doch jetzt besannen sie sich, daß sie noch eine Nichte hatten, die auf dem Lande wohnte. Jeder, der nur von den Lebensmittelkarten leben mußte, weiß, daß die Zutaten hinten und vorne nicht reichten. Und so kamen die ersten Briefe an meine Mutter mit der Bitte, doch etwas Eßbares abzuweigen und zu schicken.

Es ergab sich folgende Gelegenheit: Emil Sablowski aus der etwas weiteren Nachbarschaft lag schwer verwundet in Königsberg im Lazarett; man hatte ihm das rechte Bein bis zum Oberschenkel amputiert. Seine Frau besuchte ihn fast jedes Wochenende. Nach Absprache zwischen meiner Mutter, ihrer Tante und Frau Sablowski

durfte ich einmal, bepackt mit einigen wichtigen Lebensmitteln wie Eier, Schmalz, Speck, einem Hähnchen, einer Ente und selbstgebackenem Brot nach Königsberg. Der Mann von Mutters Tante Hedwig, also mein Großonkel Gustav, holte mich am Bahnhof ab. Mit der Straßenbahn ging es zum Preyler Weg, wo beide zusammen mit ihrer erwachsenen Tochter wohnten.

Die Wohnung lag in einem ruhigen Viertel der Stadt und war für meine Begriffe sehr gut eingerichtet: Läufer auf der Treppe ins Obergeschoß, großer Teppich im Wohnzimmer, schönes Badezimmer, ebenso die Küche und das Zimmer, wo ich zweimal übernachtet durfte. Alles war hier wesentlich komfortabler als bei uns auf dem Land. Kein Wunder, der Onkel hatte immer bei der Reichsbahn gearbeitet und war als Lokomotivführer in Pension gegangen. Er erzählte von seinen vielen Fahrten, die er als solcher auch außerhalb Ostpreußens gemacht hatte. Der Onkel zeigte mir, soweit es die Zeit erlaubte, auch einige Sehenswürdigkeiten. Wir ruderten auf dem Schloßteich, waren im Zoo und am späten Nachmittag noch in einem richtigen Kino. Wie der Film hieß, weiß ich nicht mehr. Es war was Lustiges mit Heinz Rühmann.

In der ersten Nacht gab es Fliegeralarm, und wir mußten in den Keller. Weil bis dahin schon viele deutsche Städte durch Bombenangriffe heimgesucht worden waren, hatte ich große Angst. Doch nach kurzer Zeit kam die Entwarnung. Für mich unvorstellbar, wenn gerade in dieser Nacht der Großangriff auf Königsberg stattgefunden hätte.

Als Dank für die erhaltenen Lebensmittel bekam ich ein gut erhaltenes Damenfahrrad. Der verabredete Zeitpunkt mit Frau Sablowski am Hauptbahnhof wurde eingehalten, und es ging wieder nach Hause. Auch das Fahrrad war im Gepäckwagen mitgekommen, und ich konnte damit ab Nordenburg die zwölf Kilometer nach Hause fahren. Frau Sablowski fuhr mit der Kleinbahn weiter bis Charlottenruh und wurde von dort mit dem Pferdefuhrwerk abgeholt.

Die zweite Tante in Berlin bekam ein Paket.

Jungenstreiche und andere Erlebnisse

Das Fahrrad war wirklich eine willkommene Gabe, da ich seit Ostern am Konfirmandenunterricht teilnehmen mußte. Wir gehörten zum Kirchspiel Karpau. Direkt neben der Kirche stand das Pfarrhaus, in dem sich auch der Konfirmandensaal befand. Den Unterricht leitete die Frau des Pfarrers Salkowski, der zu dieser Zeit schon

schwer verwundet war. Von unserem Grundstück bis zur Kirche waren es immerhin fünf Kilometer. Mein Freund Werner Pasternack und ich fuhren meistens zusammen. – An der Straße nach Karpauen stand ein Häuschen mit Nebengebäude; es gehörte als Altenteil zum Ewertschen Hof. Hier wohnte der alte Herr Ewert. Wir wußten, daß er ein Gegner der Nazis war. Wollten wir ihn ärgern, grüßten wir mit "Heil Hitler!" Bei guter Laune grüßte er mit "Heil Hippel" zurück; Hitler konnte er nicht aussprechen. Hatte er jedoch schlechte Laune, kam er hinter uns her und schrie auf Platt: "Dat heet gode Dach."

Ach ja, mit diesen Streichen älteren Leuten gegenüber hatte es schon manchmal was auf sich. Es war, als ich allein vom Unterricht kam und vor mir auf der Straße ein bekannter Mittsechziger ging. Fast hinter ihm, betätigte ich die Klingel. Er drehte sich um und ging weiter seines Weges. Zum Überholen fuhr ich auf die linke Seite, und als ich schon vorbei war, sagte ich zu ihm: "Kenn S' nich an dä Siet gohne, wenn ök klingele do?" – Darauf sagte er: "Na, du Krät hest doch woll Platz genog tom Vorbiefohre!" und drohte mit dem Krückstock. – Mein Vater wurde während seines letzten Urlaubs von ihm davon unterrichtet, doch mit einer mündlichen Verwarnung war das Thema abgehakt.

Unser französischer Helfer wurde abgelöst und durch einen polnischen Zivilgefangenen ersetzt. Er hieß Josef Kolaschinski, war 21 Jahre alt, hatte bereits eineinhalb Jahre auf einem anderen Hof gearbeitet, sprach gut deutsch und war mit allen anfallenden Arbeiten vertraut. Er wohnte bei uns und schlief mit meinem Großvater in einem Zimmer. Dadurch stand er schon morgens und abends meiner Mutter für alle Arbeiten, die im Stall zu dieser Zeit anfielen, zur Seite.

Wenn Josef mit den Pferden auf dem Feld war, beobachtete mein Großvater gerne die Länge der Pausen, die er sich und den Pferden in gewissen Abständen gönnte. Kam es ihm zu lange vor, benutzte er seine Trillerpfeife, für Josef ein Zeichen zum Weitermachen. – Als wir einmal zusammen auf dem Hof standen, beobachteten wir ein Flugzeug, das hoch am Himmel einige Kehren flog. Großvater konnte das Flugzeug nicht ausmachen und meinte, seine Augen wären zu schlecht. – Darauf sagte Josef in seinem gebrochenen, aber gut verständlichen Deutsch: "Komisch, wenn ich auf Feld arbeiten und Pausen mache, dann Opa gut sehen und gleich pfeifen, aber jetzt diese Flugzeug Opa keine gesehen." Auch meine Mutter konnte sich das Lachen nicht verkneifen.

Beim Einfahren von trockenem Klee war ich auch dabei, um nachzuharken bzw. Heruntergefallenes wieder hoch zu geben. In der Zwischenzeit suchte ich nach vierblättrigen Kleeblättern. Ich hatte Glück und fand auch einige, doch Glück brachten sie mir nicht. Unser Pferd Fritz biß mir kurz darauf in den Daumen der linken Hand. Es war der Dank dafür, daß ich ihm ein frisch gepflücktes Büschel zum Fressen angeboten hatte. Die Narbe sieht man heute noch.

In diesem Sommer hatte ich noch des öfteren Pech. Beim Schneiden eines Propellers aus Holz für das Spielzeug-Flugzeug meines jüngsten Bruders hatte ich mein scharfes Taschenmesser etwas zu dicht an der Tischkante abgelegt. Mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand erfaßte ich die Klinge, um das Messer weiter auf den Tisch zu ziehen. In diesem Moment griff der Kleine von hinten nach dem Messer und zog es zu sich. Mit Wasserstoff versuchte meine Mutter das Blut von der Wunde an meinem Daumen zu stillen, denn es war ein ziemlich tiefer Schnitt, der heute noch zu sehen ist. – Ein anderes Mal wurde ich bei der Geburtstagsfeier meiner Schulfreundin Edith beim Spielen von deren Schafbock drei Mal zu Boden geboxt. Kaum daß ich wieder auf den Beinen war, kam der nächste Stoß. Erst ihr älterer Bruder konnte das Vieh bändigen.

Ein Graben, der neben der Straße verlief und ständig Wasser führte, welches aus Richtung Waldburg kam, war durch einen ca. vier Meter tiefen Brunnen unterbrochen. Das Wasser fiel in den Brunnen, wurde ab der Sohle in Rohren unterirdisch bis zu unserer Wiese geleitet und lief im Graben durch die Wiese bis zu dem Bach, der gleichzeitig unsere Grundstücksgrenze war. Weil ich sehen wollte, wie weit das Wasser zurückstaut, hatte ich den Einlauf vor dem Brunnen mit einem größeren Stein und Heu verstopft. Der Erfolg blieb nicht aus. Schon nach einigen Tagen war es soweit, daß sich auf dem Acker unseres Grenznachbarn Mengel ein kleiner Teich von bestimmt 25 Metern Durchmesser gebildet hatte.

Die Nachbarn vermuteten richtig, daß nur ich der Verursacher sein könnte. Es gab wieder Ärger, aber helfen konnte auch keiner. Erst meine Mutter und ich versuchten das Problem zu lösen. Wir stellten unsere lange Leiter in den Brunnen. Ich kletterte hinein und versuchte, mit einem Haken von innen das Heu zu lösen, was auch prima klappte, und der Stein kam auch hinterher. Schnell mußte ich hoch, denn das Wasser stieg rasch bis zur Höhe des angestauten Wasserspiegels. Wir zogen die Leiter heraus, deckten den Brunnen ab und gingen frohen Mutes nach Hause.

Doch das Problem war nur für kurze Zeit gelöst. Denn jetzt hatte sich der Stein vor den unteren Ablauf gelegt, das Heu sorgte für die nötige Abdichtung, und alles blieb beim alten. Jetzt war guter Rat teuer. Erst mit Hilfe unseres Nachbarn Paul Muhl gelang es, alles wieder in Ordnung zu bringen. Er hat mit einer Stange so lange gestochert und den Stein gedreht, bis er durch den Abfluß rutschte, und alles Wasser konnte wieder prima abfließen. – Erst viel später habe ich darüber nachgedacht, mit welcher Ruhe meine Mutter über solche Streiche hinwegging. Böse und handgreiflich wurde sie nur, wenn man frech war oder aufgetragene Arbeiten nicht ausgeführt wurden.

Gefangenenjagd und Jungvolk-Dienst

In gewissen Abständen kam es vor, daß irgendwelche Gefangenen in der Umgebung geflohen waren, und das große Suchen begann. Dazu mußten sich alle noch vorhandenen Männer mit den zur Verfügung stehenden Waffen beteiligen. Einer kam mit dem Gewehr, der andere hatte einen Revolver im Gürtel oder in der Tasche. Die meisten dieser Ausreißer wurden wieder erwischt. Wie hoch die Strafe war, die sie erwartete, entzieht sich meiner Kenntnis.

Im Sommer wurden die zwölf- bis vierzehnjährigen Jungvolk-Angehörigen und einige bis zu sechzehn Jahre alte Hitlerjungen der Ortsgruppe Ilmenhorst für eine Woche ins leerstehende Reichsarbeitsdienstlager (R.A.D.) nach Nordenburg beordert. Wir lebten hier wie die Soldaten in Friedenszeiten: Geländespiele statt Manöver, sonst viel Sport und Gesellschaftsspiele sowie ein paar Unterrichtsstunden. Dreimal am Tag wurde Essen empfangen. Nachts wurde in eisernen Feldbetten geschlafen, welche morgens wieder sauber und ordentlich gemacht werden mußten. Wer am Tag zur Fahnenwache eingeteilt war, wurde nach einer Stunde abgelöst und kam fünf Stunden später wieder dran, immer zu zweit. Bei Sonnenschein war das ganz schön anstrengend. Nicht jeder hat es durchgehalten. Auch nachts wurde auf dem Gelände Wache geschoben; dazu waren die etwas älteren und stabileren eingeteilt, zweimal zwei Mann: Ablösung alle zwei Stunden.

Bei einem bevorstehenden Geländespiel – es regnete – blieben wir zu zweit im Bett und gaben an, Magenschmerzen zu haben. Unser Lagerleiter, Medizinstudent und Sohn des Chefarztes vom Gerdauer Krankenhaus, nahm uns auch die Story ab, tastete den Bauch ab und gab uns irgendein Magenpulver. Während die anderen total verdreckt zurückkamen, waren wir sauber geblieben.

An einem anderen Tag hat jemand, der mich nicht leiden mochte, verraten, daß ich zusammen mit anderen durch den Lagerzaun gekrochen war, um vom Nachbargrundstück Erbsenschoten zu holen. Selbst dem herbeigeeilten Wachtmeister gegenüber habe ich diese Tat abgestritten. Immer wieder wurde ich gefragt, wer es denn war, aber ich habe keinen verraten. Dafür bekam ich ein Lob vom Lagerleiter. Der Verräter mußte seinen Kopf in den Schoß eines anderen legen und bekam dann von ca. zwanzig Mann je einen Schlag mit der Hand, mal sanft, mal stärker, auf seinen Hosenboden.

Nach dieser Woche wurde ich Jungenschaftsführer, war somit der Vorgesetzte von ca. acht Jungen, die mir eigentlich gehorchen mußten. Aber dem war nicht so, und wir haben meist alles zusammen gemacht. Noch im selben Jahr wurde ich Jungzugführer und jetzt Vorgesetzter aller Zehn- bis Vierzehnjährigen unserer Schule. Das Zeichen war eine grüne Schnur, die links von der Achsel bis zum Knopf der linken Brusttasche getragen wurde. – Mein Vater, der zum Jahresende auf Urlaub kam, war ziemlich am Schmunzeln, weil er die ganze Aufmachung blöde fand. Aus Sicherheitsgründen, weil ich mich mal verplappern konnte, hat er aber nichts gesagt.

Sein Urlaub ging noch bis einige Tage in den Januar, so daß wir das Neue Jahr zusammen mit unseren Nachbarn Muhl und Bogdahn bei uns erlebten. Um Mitternacht holte mein Vater seinen Karabiner und schoß eine Leuchtpurkugel in den Himmel, für mich zu dieser Zeit noch ein besonderes Erlebnis. Auf jeden Fall hatte das Jahr 1944 begonnen. Der Urlaub ging zu Ende, und wir mußten abermals von unserem Vater Abschied nehmen. Er mußte zurück zu seiner Einheit, die sich irgendwo im Mittelabschnitt der Sowjetunion und ebenfalls schon auf dem Rückzug befand. Zu diesem Zeitpunkt ahnte er noch nicht, daß er seine ostpreußische Heimat nicht wiedersehen sollte.

Kriegsgeschehen in der Nähe

Tante Grete, die Frau von Vaters jüngstem Bruder Gustav, war aus Berlin evakuiert und wohnte mit ihrem Sohn Karl-Heinz bei ihrer Mutter in Kurkenfeld. Sie kam fast jeden Tag zu uns, flickte, nähte und half meiner Mutter, wo sie konnte. Die Briefe von Onkel Gustav blieben aus, und sie ahnte das Schlimmste. Sie verstand etwas vom Kartenlegen; dabei lag die schwarze Dame oft da, wo sie nicht hingehörte. Sie gebrauchte folgenden Satz: "Ich glaube, mit Gustav stimmt was nicht." Anfang April bekam sie wirklich die Todesnachricht mit dem Wortlaut, daß Onkel Gustav am 9. März 1944 bei

Odessa am Kopf verwundet wurde und am 20. März 1944 an den Folgen verstorben war. Auch an diesen Tag kann ich mich noch gut erinnern: Tante Grete war untröstlich, und alle, einschließlich Großvater, haben geweint.

Weil sie mit ihrer Mutter kein allzu gutes Verhältnis hatte, zog sie kurze Zeit später zu uns. Zu sehr muß sie ihren Mann geliebt haben, denn meines Wissens hat sie später keine näheren Männerbekanntschaften gehabt. Als sie Witwe wurde, stand sie kurz vor ihrem 31. Geburtstag und teilte das Schicksal vieler junger Frauen in dieser Zeit.

Tante Grete war schon eine tolle Frau. Es war wohl ihr jugendlicher Charme, den sie ausstrahlte und der mich besonders beeindruckte. Sie und ihr Sohn paßten gut zu uns. Kaum hatte meine Mutter das Spinnrad verlassen, übten wir beide uns immer abwechselnd, Wolle zu spinnen, was auch immer besser klappte.

Palmsonntag waren wir alle bei Muhls eingeladen; die älteste Tochter Hildegard wurde konfirmiert. Ihr Bruder Artur wurde Richtung Litauen verfrachtet. Sie mußten Schützenpanzer-Gräben und Unterstände bauen, damit die deutschen Truppen schon dort den Vormarsch der Roten Armee stoppen konnten.

Verwundete Soldaten, die soweit geheilt waren, bekamen anschließend noch Genesungsurlaub. Einige, denen der Weg nach Hause zu weit war, oder wer keine näheren Angehörigen hatte, konnte den Urlaub auch in Ostpreußen auf dem Land verbringen. Zu uns kam eines Tages ein Herr Wasmer. Er kam aus Süddeutschland und hatte eine Verwundung an der Schulter. Sein großes Interesse galt den Pferden; die wurden geputzt und gestriegelt, daß sie nur so glänzten. Mit allen anderen Arbeiten konnte er sich ebenfalls aus und half, bedingt durch seine Verwundung, wo er konnte.

In dieser Zeit kam eines Tages Emil Sablowski zu uns. Er war mittlerweile zu Hause und übte das Gehen mit der Prothese, was aber noch nicht klappte. Mit zwei Gehhilfen kam er schneller voran als mit seinem Ersatzbein. Beide Soldaten kritisierten in Gegenwart meines Großvaters und mir das derzeitige Regime und den bereits verlorenen Krieg bis zum äußersten. Einen Satz, den Emil Sablowski gebraucht hat, habe ich mir gut gemerkt und möchte ihn zitieren: "Wenn in einer Stadt beim Bombenangriff so ein Gipskopf [gemeint waren damit die Denkmäler] getroffen wird und dabei kaputt geht, erscheint dieses große Unglück schon als Schlagzeile in den Zeitungen. Aber über die vielen Toten liest man nichts, außer den

Todesanzeigen der Angehörigen." – Mein Großvater sagte hinterher zu mir: "Junge, vergiß dieses Gespräch und rede mit keinem Menschen darüber!"

Von diesem Zeitpunkt an ließ mein Dienstfeier im Deutschen Jungvolk nach. Ich ließ schon mal angesetzte Dienststunden ausfallen und hatte jegliches Interesse verloren. So etwas sprach sich natürlich 'rum, und ich wurde zum Fähnleinführer beordert, der in Plagbuden auf einem Bauernhof arbeitete. Er kam gerade vom Melken und hatte dreckige Hände und Arme sowie von Kuhdreck vollgeschmierte Kleidung. Er schnauzte mich regelrecht an, sprach von Interessenlosigkeit und Verrat am Führer; in Zukunft werde er sich mehr um mich kümmern. – Aber dazu kam es nicht mehr; auch er wurde mit seinen siebzehn Jahren bald für andere Aufgaben gebraucht.

Zwei Jungen aus unserem Fähnlein Ilmenhorst sollten nach Angerburg zur Oberschule (Adolf-Hitler-Schule) geschickt werden. Es waren dafür ein gewisser Kurt Bagusch aus Ilmenhorst und ich vorgesehen. Das Vorgespräch sollte an einem Samstagvormittag auf der Bann-Dienststelle in Gerdauen stattfinden. Weil es an diesem Morgen sehr stürmisch war und ich zwölf Kilometer zu fahren hatte, erreichte ich den Nordenburger Bahnhof nicht mehr pünktlich, sah also nur noch die Schlußlichter des abfahrenden Zuges. Der Vater des angehenden Mitschülers kam mir schon an der Schranke entgegen. Es war kurz nach sechs Uhr. Ich fuhr noch mit dem Zug neun Uhr dreißig hinterher. Doch da waren schon alle Türen von der Dienststelle geschlossen. Danach ist seltsamerweise in dieser Angelegenheit niemand mehr an mich herangetreten. Der zweite, Kurt Bagusch, wurde aufgenommen und lebte seitdem in Angerburg in einem Schülerinternat. Jedenfalls war ich nicht böse, daß es nicht geklappt hatte. Wie diese Schüler später rauskamen, weiß ich nicht.

Ein Gutsbesitzer aus der näheren Umgebung mit Namen Waubke war von zwei russischen Kriegsgefangenen umgebracht worden. Man sagte damals: "Kein Wunder, wie der die immer behandelt hat!" Die beiden Flüchtigen wurden schnell gefaßt und zum Tode verurteilt. Die Vollstreckung fand kurz darauf in einem Waldstück in der Nähe des Gutes durch Erhängen statt. Als abschreckendes Beispiel mußten sich alle Kriegsgefangenen aus der Umgebung dieses Schauspiel ansehen. Es muß für diese Leute furchtbar gewesen sein, umso verständlicher ihr Verhalten danach der deutschen Bevölkerung gegenüber. Ein Beispiel: Der polnische Kriegsgefangene Stephan bei Familie Sablowski war schon einige Jahre da. Er war immer

freundlich und nett und schnitt uns Kindern die Haare, wofür er pro Schnitt fünfzig Pfennig bekam. Doch nach dieser grausigen Angelegenheit war er total verändert, und Haare wurden auch nicht mehr geschnitten.

Eines Tages kam unser polnischer Mitarbeiter Josef erfreut aus der Wiese und erzählte meiner Mutter, daß er im Graben große Fische gesehen hätte. Er und ich nahmen je einen Drahtkorb und liefen um die Wette in Richtung Graben. Da Josef schneller war als ich, warf ich meinen Drahtkorb vor seine Füße. Zu lustig fand ich, wie seine Schritte immer länger wurden, bis er schließlich hinfiel, denn es ging ja bergab. Während ich mich über den Anblick noch amüsierte, stand Josef auf, packte mich am Kragen und sagte: "Sei froh, daß ich Pole bin. Wäre ich Deutscher, hätte ich dir jetzt eine gescheuert." Doch nach meiner Entschuldigung war alles wieder gut. – Tatsächlich befanden sich in einer Vertiefung des Grabens richtig große Hechte, und Josef holte fürs nächste Mittagessen einige heraus. Die anderen holten wir zwei Tage später; die Nachbarn bekamen auch welche. Doch damit war diese Quelle schon wieder versiegt. Denn auf der ganzen Länge des Grabens, an dem unser Grundstück endete, war kein weiterer Fisch zu sehen.

Ich hatte einen Drachen gebaut und ließ ihn bei günstigem Wind schon mal hochsteigen. Beim Herunterholen hatten Leute aus dem benachbarten Schönefeld in meinem Drachen einen landenden Fallschirmspringer gesehen. Es gab sofort Alarm mit der Feuerwehrtute, und alle waren aufgeregt. Doch unser Nachbar hat alles aufgeklärt und mich anschließend belehrt, daß das Steigenlassen von Drachen zur Zeit verboten sei. So war es; man kann ja als Dreizehnjähriger nicht alles wissen.

Wir haben den 20. Juli 1944, und das Attentat auf Hitler hat stattgefunden, doch leider ohne den von den Verschwörern erhofften Erfolg. Die Schlagzeilen wie "Das Heer stößt die Verräter ab" oder "schließt die Verräter aus" liegen mir noch gut im Gedächtnis.

Unser Lehrer aus Gnädtken, Herr Böhm, wurde auch noch eingezogen; dafür kam erstmal ersatzweise Herr Matzkeit aus Plagbuden. Er legte die vier Kilometer morgens und mittags zu Fuß zurück. Trotz seines Alters war er ein guter Lehrer. Leider wurde er bald durch eine junge Lehrerin aus Königsberg ersetzt. Sie hieß Ursula Waab und war erst 21 Jahre alt. Sie unterrichtete die Schuljahre fünf bis acht in der einen Klasse, während Frau Reuter in der zweiten Klasse die Schuljahre eins bis vier betreute. Wegen der Fliegerangriffe auf

Königsberg wohnte auch die Mutter von Fräulein Waap bei ihr in der Lehrerwohnung in der Schule. – Während der großen Pause befand sich die ältere Dame ebenfalls draußen und unterhielt sich mit den Schülern. Plötzlich wurde sie von einer Eichel am Kopf getroffen, doch der Werfer konnte im Moment nicht ermittelt werden. Weil ich etwas abseits stand und mit Eicheln in den Händen spielte, wurde ich zum Täter gestempelt und bekam dafür von der Lehrerin Schläge mit der flachen Hand ins Gesicht. Über diese Ungerechtigkeit war ich so erbost, daß ich sie am liebsten umgebracht hätte. Danach sowie später konnte ich nicht verstehen, warum ich mich in diesem Fall nicht gewehrt habe und die Sache einfach auf mir sitzen ließ. Denn dem wahren Täter, der später ermittelt wurde, passierte nichts.

Die letzte Kriegsernte

In unserem Garten waren die Johannisbeeren reif geworden. Meine Mutter schickte mich deshalb nach Karpauen, um Tante Herta mitzuteilen, daß sie kommen könne, um sich welche zu pflücken. Über diese Nachricht freute sie sich, versprach, am nächsten Tag zu kommen, und fuhr zu ihrer Mutter. Zurück blieben meine Cousins Walter, vierzehn, und Dieter, zwölf Jahre alt. Zunächst spielten wir auf dem daneben liegenden Sportplatz und übten uns im Zuwerfen und Fangen eines Balles. Plötzlich gab Walter den Ball nicht mehr her. Als ich ihn aufforderte, weiterzuspielen, trat und schlug er nach mir, wobei es zu einer Schlägerei zwischen uns beiden kam. Er kam zu Fall, lag unter mir und mußte einige Schläge einstecken. Weil er unterlegen war, rief er mit folgenden Worten seinen Bruder zu Hilfe: "Pietel, lot em dä Loft ut sienem Rad ruut!" Tatsächlich lief Dieter zu meinem Fahrrad und begann ein Ventilgummi zu lösen. Ich lief hin und konnte es gerade noch verhindern. Walter unternahm den zweiten Angriff, doch gleich darauf hatte ich ihn wieder unten liegen. Er rief erneut nach seinem Bruder: "Pietel, hol heetet Woter un bejeet dem Hund!" Wir kamen auseinander, und ich fuhr nach Hause und erzählte alles meiner Mutter.

Am nächsten Tag kam Tante Herta mit ihren beiden Jungs zum Johannisbeeren pflücken. Weil ich in ihren Augen der Schuldige war, sagte Tante Herta, daß sie gestern noch zu uns kommen wollte, um mir eine Tracht Prügel zu verpassen. Darauf sagte meine Mutter zu ihr: "Man got, dat et bliewe leetst!"

Tante Herta war überhaupt ziemlich rabiat. Mann und Kinder hatten bei ihr nichts zu lachen. Doch hier muß ich etwas zurückgreifen.

Ihr Mann, der Onkel Franz, fuhr bis Anfang der dreißiger Jahre für den Kaufmann Loerzer aus Karpauen mit dem Pferdewagen (im Winter mit dem Schlitten) Ware über Land. Er klapperte dabei die umliegenden Dörfer ab und besuchte die Arbeiterfamilien auf den Gütern. Es war wohl selbstverständlich, daß er hier und da ein Schnäpschen trinken mußte, so daß er bei der Rückkehr des öfteren schon ganz schön angeschlagen war.

Mein Großvater erzählte mir folgende Geschichte: Onkel Franz war auf der Rücktour bei ihm eingekehrt. Sein Spruch war immer, wenn er begrüßt hatte: "Zocker, Ries, Pluume, nuscht gebruekt?" Wenn ja, nahm er Platz, und es wurde erzählt und auch ein Schnäpschen getrunken. Nach kurzer Zeit kam der Sohn des Nachbarn und sagte Bescheid, daß sich der Schimmel mit dem Schlitten selbständig gemacht hätte, aber er habe ihn jetzt angebunden. – Darauf Onkel Franz: "Na, so'n Krät, öck heff em doch noch ewen gesehne, do stund he doch noch ganz stöll." Mein Großvater konnte sich immer wieder köstlich amüsieren, wenn er diese Geschichte erzählte, denn Onkel Franz konnte seinen Schimmel gar nicht beobachtet haben, weil die Fensterläden zu waren. – Ein anderes Mal war er mit dem Schlitten im hohen Schnee umgekippt und versuchte dann mühselig den verstreuten Zucker vom Schnee zu trennen.

Mein Vater ergänzte noch abschließend, daß Onkel Franz eines Tages vom Wagen stieg und in den Sand fiel, so daß sein blauer Anzug voller Staub war. Mein Vater sagte: "Mensch Franz, wie siehst du denn ut?" – Darauf er: "Jo, Emil, dat stömmt, awer so'n schietblaue Anzug keep öck mi ok nich wedder, dä nemmt jo ok rein alles an." Wenn er dann nach solchen Episoden nach Hause kam, gab es natürlich Ärger mit seiner Frau Herta. Das spielte sich in den ersten Ehejahren ab. Später arbeitete er außerhalb, so auch in Königsberg, und kam nur zum Wochenende nach Hause, im Krieg sogar noch seltener. – Wie gesagt, diese Geschichten beruhen auf Erzählungen meines Großvaters und meines Vaters.

Die Getreidefelder waren wieder abgeerntet; das Getreide lag in den Scheunen, und es ging mal wieder ans Dreschen. Wir waren damit fertig, meine Mutter und Josef halfen jetzt unseren Nachbarn bei dieser Arbeit. Meine Mutter hatte mich mit dem Schälen der Stoppelfelder beauftragt. Das heißt, beide Pferde vor den zweisecharigen Pflug spannen und die Stoppeln fünf Zentimeter tief umpflügen. Wegen dieser geringen Tiefe sagte man "schälen". Durch längere Trockenheit war der Boden dermaßen fest, daß der Pflug

immer wieder aus der Furche sprang und ich zum Feierabend fix und fertig war.

Danach mußte ich noch zwei Sack Kartoffeln nach Hause holen, die mein Großvater am Tage von Hand gerodet hatte. Da wir unseren eigenen Feldweg hatten, benutzten wir zu diesem Zweck die sogenannte Schleife: einen selbstgebauten Kasten von ca. ein Meter sechzig Breite und zwei Meter bis zwei Meter zwanzig Länge, darunter, ähnlich wie beim Schlitten, zwei Kufen Marke Eigenbau, angefertigt aus Kanthölzern, ungefähr acht Zentimeter breit und sechzehn Zentimeter hoch, vorne schräg geschnitten. Um der schnellen Abnutzung vorzubeugen, waren diese noch mit Flacheisen beschlagen. Davor spannte ich jetzt beide Pferde. Die Peitsche, mit der ich die Pferde in Trab bringen wollte, erwies sich bald als falsch. Denn aus dem anfänglichen Trab wurde Galopp, und durch bedingte Geräusche erschreckt, brachen sie aus. Es gab kein Halten mehr; die Schleife kippte um. Dadurch löste sich die Anspannvorrichtung mit Ketten und Bracke, womit die Pferde jetzt, so schnell sie konnten, durch die Felder galoppierten. Auf dem Feld des Nachbarn Mengel kamen sie zum Stehen, weil sich die Anspannketten um die Fesseln der Hinterbeine gewickelt hatten. Voller Angst ging ich dazwischen, löste die Ketten und brachte die aufgeregten und erschöpften Tiere nach Hause.

Man prophezeite uns damals, daß Pferde, die einmal davongelaufen sind, es noch öfter machen werden. Die Leute hatten recht, denn noch zweimal hatten wir mit diesem Problem zu tun, und zwar an einem Tag.

Vormittags waren wir damit beschäftigt, das bereits gerodete Kartoffelfeld zu eggen, um dadurch noch versteckte Kartoffeln an die Oberfläche zu holen. Beim Umspannen gab es wieder einige Geräusche (die bis zum ersten Vorfall nie gestört hatten). Sofort ging es wieder im Galopp davon, auch zu zweit. Josef und ich waren nicht in der Lage, die Pferde zu halten.

Am Nachmittag sollte Josef pflügen, doch bereits beim Anspannen gingen die verrückten Biester wieder durch. Es war ihm peinlich, daß es an diesem Tag zum zweiten Mal passierte, und er stellte sich den galoppierenden Gäulen in den Weg, um sie aufzuhalten. Doch ein Huftritt verletzte ihn, wobei er sich ein Wadenbein brach und auf dem Feld liegen blieb. Die Pferde haben sich wie beim ersten Mal selbst gestoppt. Sie wurden in den Stall gebracht, und Josef wurde mit Hilfe des Nachbarn nach Hause geholt und ins Bett gelegt.

Durch irgend jemand informiert, kam gegen Abend die Gemeindegeschwester aus Schönefeld und legte das Bein in eine Schiene. Der herbeigerufene, etwas später eingetroffene Hausarzt begutachtete lobend die Arbeit der Gemeindegeschwester und gab Josef eine Spritze gegen die Schmerzen. Anschließend wurde er mit dem Krankenwagen ins Krankenhaus nach Gerdauen gebracht. Dort besuchte ich ihn in den folgenden Wochen zweimal. Humpelnd und auf den Stock gestützt kam er Mitte November wieder und stand somit für leichtere Arbeiten wieder zur Verfügung.

Doch vorher hatte es noch viel Arbeit gegeben, womit wir allein fertig werden mußten. Die Runkeln wurden gerodet und in der Nähe der Gebäude in die Miete gebracht. Hierbei hat uns zwischendurch ein junger Mann, der beim Nachbarn Bogdahn beschäftigt war, geholfen. Doch auch er war schon über siebzehn Jahre alt und wurde alsbald zu kriegsdienstlichen Verpflichtungen abgerufen.

Meine Mutter hat es irgendwie geschafft, daß ich für einige Wochen vom Schulunterricht befreit wurde. So konnte ich in dieser Zeit das notwendige Feld noch vor Einbruch des Winters umpflügen. Wie ich das ohne weitere Probleme mit den Pferden geschafft habe, kann ich heute nicht mehr sagen. Äußerste Vorsicht war stets geboten und Angst mein ständiger Begleiter. Ich war froh, als diese Arbeit abgeschlossen war.

Die ersten fliehen

Doch zurück zu Anfang Oktober. Die ersten Flüchtlingstrecks aus grenznahen Gebieten zogen an uns vorbei. Viele machten Halt und übernachteten mit Menschen und Pferden, so gut es ging. Am nächsten Tag zogen sie wieder weiter. – In dieser Zeit faßte Tante Grete den Entschluß, nach Berlin zurückzukehren. Sie sagte zu meiner Mutter: "Bevor ich den Russen in die Hände falle, gehe ich lieber in Berlin im Bombenhagel unter." Sie begann ihre Sachen zu packen, stellte fest, daß sie noch eine Flasche Schnaps hatte, und entschloß sich, diese unserem Großvater zu schenken.

Meine Mutter sagte zu ihr: "Du kannst sie ihm schenken, aber komme auch für die Folgen auf!" Denn mein Großvater vertrat mit seinen 79 Jahren keine größeren Mengen Alkohol mehr. Außerdem trank er zu schnell. Wenn er eine Flasche hatte, so mußte er auch dauernd daran nuckeln. So war es auch in diesem Fall, und folgendes trat ein: Er ging auf den Hof und fiel hin. Liegend erhob er die Hand und sang: "Laß Kraft mich erwerben mit Herz und mit Hand." Meine Mutter und Tante Grete schafften es irgendwie, ihn in sein Zimmer

zu schleppen und einzuschließen. Dort trommelte er noch mit dem Stock an die Tür, weil er sich seiner Freiheit beraubt fühlte, ging dann aber doch ins Bett und konnte seinen Rausch ausschlafen.

Am nächsten Tag brachten wir Tante Grete und ihren Sohn Karl-Heinz zum Bahnhof. Sie zogen wieder nach Berlin. Darüber war ich besonders traurig, denn im Laufe des Sommers war mir Tante Grete sehr ans Herz gewachsen. Sie war meine Lieblingstante und ist es bis zu ihrem Tod, kurz nach ihrem 75. Geburtstag im Mai 1988, geblieben.

Etwas muß ich noch über unseren Hofhund bringen. Er war sehr wachsam, aber auch sehr scharf. Wer sich unserem Grundstück näherte, der wurde mit lautem, wütendem Gebell angekündigt. Nachbarns Tochter Hildegard und meinen Freund Werner hatte er bei uns auf dem Hof auch schon angegriffen; zum Glück war ich in der Nähe und konnte Schlimmeres verhüten.

Eines Nachts hat sich unser Rino losgerissen und an der Kaninchenbude so lange gekratzt, bis die Stöpsel aus den Ösen fielen und die Türen aufsprangen. Er hat schrecklich unter meinen schönen silbergrauen Kaninchen gewütet. Zwei Muttertiere hat er totgebissen, und von den vierzehn sechs Wochen alten Kleinen waren gerade noch sechs am Leben. Die anderen fand ich nach und nach, zu dieser Jahreszeit schon unter dem Rauhref.

Einmal waren die Kühe des angrenzenden Großbauern Sander durch den defekten Zaun in unser Runkelfeld gelangt und trampelten einiges um. Mein Bruder Günter sah es, band den Hund los, und beide liefen Richtung Kühe. Als Rino dann zwischen den Kühen war, gab es für ihn kein Halten mehr. Selbst die verzweifelten Kommandorufe meines Bruders, vermischt mit lautem Geheule, brachten ihn nicht dazu, mit Jagen und Beißen aufzuhören. Auf halbem Schulweg verfolgte ich alles, lief querfeldein zu den beiden und konnte das Drama beenden.

Als meine Mutter mit Rino zur Musterung war, wäre sie ihn bald losgeworden, denn der Prüfer fand ihn einfach gut. Aber die Knalleri beim Schießen behagte ihm nicht; er kniff den Schwanz zwischen die Beine und lief zu meiner Mutter. – Nach all seinen Schandtaten wurde er abgeschafft und durch den Rolf von Onkel Franz ersetzt.

Endzeit

Die Briefe meines Vaters blieben aus; der letzte war vom 20. Juni. Auch unser Nachbar Artur Bogdahn meldete sich nicht mehr. – Frau

Bogdahn hatte ihre Mutter, Frau Gerull, die in Insterburg mit ihren beiden Enkelkindern Jutta und Peter Springer lebte, zu sich auf den Hof geholt, denn dort hatte es auch schon kleinere Fliegerangriffe gegeben. Frau Gerull wollte noch einige brauchbare Sachen aus Insterburg holen und bat meine Mutter, mich zu ihrer Unterstützung mitnehmen zu dürfen. Am nächsten Tag brachte man uns zur Bushaltestelle. Von da ging es mit dem Bus nach Insterburg. Wir packten, soviel wir tragen konnten, in Koffer und Kartons und fuhren am nächsten Tag zurück. Auch hier gab es in der Nacht wieder Alarm; er hatte aber mit Fliegern nichts zu tun. Jedenfalls hatte ich wieder Schiß.

Auf der Straße zwischen unseren Grundstücken hatte ein Feldweibel mit seinem Wagen eine Panne. Woran es lag, weiß ich nicht. Jedenfalls konnte er den Schaden selbst beheben und nach einiger Zeit weiterfahren. Unser weltkriegserfahrener Nachbar kam mit ihm ins Gespräch, und es muß ein sehr freies Gespräch stattgefunden haben, wobei der Feldweibel ganz offen seine Meinung sagte: "Von wegen Wunderwaffen und Krieg gewinnen! Die da oben wollen uns total für blöd verkaufen. Man sollte jetzt kapitulieren, dann könnten noch viele Menschenleben gerettet werden."

Er sollte Recht behalten. – Das darauf folgende Gespräch zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn (der immer noch an seinen Führer glaubte) habe ich persönlich miterlebt und kann es fast wortgetreu wiedergeben. Nachdem Paul Muhl von seinem Schwiegervater alles erfahren hatte, flippte er total aus: "Dieses Schwein, dieser Verräter! Wenn ich jetzt ein Fahrzeug hätte, würde ich hinterherfahren und ihn vor ein Kriegsgericht bringen, damit er die gerechte Strafe bekommt." – Seine Frau, die ebenfalls alles mithörte, wollte ihn beruhigen und gebrauchte nur zwei Worte: "Aber Paul!" – Er schrie: "Jawohl, Frau, und wenn du es wärst, würde ich genauso handeln!"

Wir sind nun wieder im November, und es wird auch wieder eingezogen. Immer noch sind die Flüchtlingstrecks unterwegs und werden auch nachts von russischen Aufklärungsflugzeugen verfolgt und mit Leuchtkugeln hell beleuchtet. Bei uns auf dem Hof war es dadurch manchmal taghell, so daß wir das Schlimmste befürchteten. Wahrscheinlich aber waren die Bomben für derart kleine Grundstücke doch zu schade!

Ab Dezember wurde es ruhiger, und wir näherten uns Weihnachten 1944. Bereits vor Weihnachten war das dumpfe Grollen der Artillerie

zu hören, nach einem Gegenangriff der deutschen Truppen aber wieder verstummt.

Das Weihnachtsfest verlief in gedämpfter Stimmung, weil niemand wußte, was mit Vater passiert war bzw. wo er steckte. Als Geschenke gab es für die Kleinen Spielsachen aus Holz, für mich einen selbstgestrickten Pullover. Am Weihnachtsbaum brannten, soweit man brennen sagen konnte, selbstgegossene Kerzen. Ruhig verlief noch das auslaufende Jahr 1944 sowie das beginnende neue Jahr 1945 – ein Jahr, in dem unser Lebensablauf vollkommen verändert werden sollte.

Vom Verwalter des Gutes Kurkenfeld bekamen wir Holz zum Selbsteinschlag zugewiesen, womit wir auch nach dem 10. Januar begannen. Weil im Wald noch viel Schnee liegen geblieben war und es immer neu dazu schneite, war es eine ziemlich nasse Angelegenheit. Insgesamt waren wir sechs Leute, wobei man mich mit meinen dreizehneinhalb Jahren noch nicht für vollwertig ansehen konnte. Aber es machte auch Spaß, während der Pausen beim Essen am Lagerfeuer zu sitzen. Jedenfalls war ich am Abend total geschafft. Auch Josef hatte Schwierigkeiten, weil er immer noch nicht schmerzfrei laufen konnte. Für mich war in diesem Fall die Schule mal wieder Nebensache. Holz einschlagen ging vor. Unser Nachbar Ferdinand Bogdahn sagte, daß wir damit wohl in zwei Tagen fertig sein würden. Doch es kam ganz anders.

Unsere Flucht

Schon seit Tagen hörten wir wieder das Rumoren der näherrückenden russischen Artillerie. Am 19. Januar war es dann soweit. Der Bürgermeister war zur Schule gegangen und hatte nach einem kurzen Gespräch mit den Lehrerinnen die Kinder mit der Begründung nach Hause geschickt, daß wir morgen flüchten mußten. Irgend jemand überbrachte uns die Nachricht. Wir brachen die Arbeit ab, nahmen unser Werkzeug und gingen nach Hause.

Nach einem flüchtigen Mittagmahl ging es anschließend ans Packen. Zunächst bespannten Josef und ich den Leiterwagen mit Fleckerl-Teppichen, und dann ging's ans Aufladen. Eine Kiste, die ich aus Brettern gemacht hatte, wurde mit Kleidung, Schuhen, Kissen und Decken vollgestopft. In eine andere kamen Geschirr, Besteck und weitere Sachen, die noch mit mußten. Verpflegung wurde ebenfalls soweit wie möglich eingepackt und in Säcken Hafer für die Pferde. Zum Schluß kamen noch einige Matratzen und Federbetten dazu, um

hauptsächlich die Kleinen vor der Kälte zu schützen. Aber auch uns kamen sie hin und wieder zugute.

Während dieser ganzen Hektik hatte niemand bemerkt, wo unser Großvater abgeblieben war. Um Handschuhe zu holen, war Josef ins Zimmer gegangen und sah, was passiert war. Kreidebleich kam er zu uns ins Wohnzimmer und sagte: "O Frau, diese Opa schon tot!" Wir eilten ebenfalls in sein Zimmer und sahen die Wirklichkeit mit eigenen Augen: Unser Großvater hatte einen Strick an dem hinteren Bettpfosten befestigt, dann herübergezogen zum vorderen, da auch noch einige Male herumgedreht und so verknotet, daß das Ende des Stricks mit der Schlinge ca. zwanzig Zentimeter über dem Fußboden hing. Anschließend hat er sich wohl mit umgelegtem Strick vor sein Bett gestellt und herunterfallen lassen und dabei seinem 79-jährigen Leben ein jähes Ende gesetzt. Später fiel meiner Mutter ein, daß er nach dem Bekanntwerden des Flüchtenmüssens beim Mittagessen den folgenden Satz gesagt hatte: "Na, denn ös dat hiede mien letztet Meddachäte."

Mit dem Fahrrad fuhr ich noch ins Dorf und bat die Kaufmannsfrau, per Telefon die für uns zuständige Gendarmerie in Reuschenfeld über den Vorfall zu informieren. Am nächsten Morgen legten Josef und unser Nachbar Bogdahn den Großvater ins Bett und deckten ihn mit dem Bettzeug zu. Begraben durften wir ihn auf Anordnung des jetzt anwesenden Gendarms nicht, weil die Mordkommission ihn noch sehen mußte.

Während er meine Mutter noch verhörte und alles zu Protokoll brachte, standen wir schon mit Pferd und Wagen auf der Straße und wurden Richtung Westen in Bewegung gesetzt. Alle anderen Tiere blieben zurück, darunter auch ein Schwein, welches zu meiner Konfirmation geschlachtet werden sollte und zu dieser Zeit schon über vier Zentner wog. Was aus den Tieren geworden ist, konnten wir nie in Erfahrung bringen. Nie habe ich den Anblick vergessen, als meine Mutter zum letzten Mal in den Stall ging, zu den Tieren hinüberschaute und still Abschied nahm, danach mit Tränen in den Augen nach draußen kam und die Tür zumachte. Sie sagte nur: "Warum das alles?"

Unser Weg ging über Kurkenfeld, Schönefeld (ab hier war meine Mutter wieder bei uns) und weiter über Klein Gnie bis Schneiderin kurz vor Allenburg. Wir waren ca. 35 Kilometer gefahren, und es sollte unsere erste Station sein. Doch mitten in der Nacht gab es die erste Aufregung. Alles schrie durcheinander, und jemand rief beson-

ders laut: "Russische Panzer vor Allenburg! Alle fertig machen, wir müssen weiter!" Aber nach fünfzehn Minuten wurde dieser Alarm abgeblasen, weil dem nicht so war.

Am nächsten Tag ging es weiter über Allenburg und Friedland bis Wollmen, wo wir abermals übernachteten. Alle Quartiere waren überfüllt; und man hatte keine Möglichkeit, etwas zu kochen.

Am dritten Tag fuhren wir durch Bartenstein. Meine Mutter besuchte noch kurz unseren Onkel Fritz (den ältesten Bruder meines Vaters) und informierte ihn über den Tod seines Vaters. Doch mehr als ein paar tröstende Worte konnte er auch nicht bieten. Wir kamen bis zum Gut Erwinen. Hier hatten wir Glück; wir übernachteten im herrschaftlichen Wohnzimmer und schliefen auf komfortablen Sesseln und Sofas. Die Frauen durften auch die Küche benutzen; dadurch gab es bald etwas Warmes zu essen. Auch der Kaffee am nächsten Morgen hat dazu beigetragen, etwas zuversichtlicher in die Zukunft zu schauen.

Wir fuhren jetzt über Nebenstraßen auf Landsberg zu, doch infolge der Kälte und des Schneefalls kamen wir immer langsamer voran. Außerdem mußten wir immer öfter rechts halten, um Militärfahrzeugen Platz zu machen, die uns gegenüber Vorrang hatten. Fünf Kilometer vor Landsberg war auf dieser Straße unsere Fahrt zu Ende. Wir bogen rechts ab und kamen als nächstes in den Ort Eichhorn, ein Bauerndorf. Auf einem größeren Hof fanden wir Unterschlupf, sogar mit unseren Nachbarn zusammen. Die Mütter durften in der Küche kochen und Brot backen; die Pferde waren ebenfalls gut versorgt. Es gab mit der Besitzerin Frau Liedtke (ihr Mann war auch bei der Wehrmacht) ab und zu Ärger, weil die Männer mal wieder Klee und Heu für die Pferde genommen hatten. Sie sagte nur, das Futter bräuchte sie für ihre Tiere, und war in dieser Beziehung regelrecht geizig. Im Grunde hatte sie ja Recht, aber unsere Pferde wollten doch auch ihren Hunger gestillt haben. Nebenan, ebenfalls auf einem Bauernhof, waren auch Flüchtlinge untergebracht, darunter auch mein Schulfreund Kurt Preuß mit seinen Eltern und Geschwistern. Es schneite immer noch. Wir beobachteten vorbeifahrende Trecks, wie mühsam sie vorankamen, und waren froh, ein Dach über dem Kopf zu haben.

Daß wir nicht weiterfahren, lag teilweise an Ferdinand Bogdahn. Er sagte immer: "Wo wollen wir hin; der Russe kriegt uns so oder so." Auch lag es daran, daß die Hauptstraßen fürs Militär freigehalten werden mußten. Über Radio erfuhren wir, daß die Russen

bereits am 25. Januar 1945 Nordenburg und zwei Tage später Gerdauen erobert hatten. Außerdem stieß er von Masuren aus auf Elbing vor, um den Weg nach Westen abzuschneiden.

Einige Jungen und ich stolchten derweil durch die Gegend und versuchten, Bekannte aus unserem Ort zu treffen. In Peisten, kurz vor Landsberg, begegneten wir unseren Grenznachbarn Mengel. Sie waren auch einigermaßen untergekommen. Die Tochter Herta hatte am Vortag ein Kind zur Welt gebracht und lag noch im Wochenbett – im Schlafzimmer der Eigentümer. Wir gingen noch bis Landsberg. Große Truppenbewegungen und Flüchtlingstrecks, darunter Fußgänger mit Handwagen, bewirkten, daß so gut wie gar nichts mehr ging. Trotzdem hatten noch einige Geschäfte geöffnet. Am Abend waren wir wieder in Eichhorn; es war sehr kalt. Aus späteren Berichten erfuhr man, das es bis zu minus dreißig Grad gewesen sein sollen.

Durch Bekannte erfuhren wir, daß meine Großmutter und Tante Hedwig in Landsberg sein sollten; von Onkel Heinz waren sie in dem Wirrwar getrennt worden. Man hatte uns den Standort genau beschrieben, wo sie sich befanden. Kurz entschlossen lieh sich meine Mutter von Frau Liedtke einen Schlitten, spannte die Dicke davor und fuhr nach Landsberg, um die beiden zu uns zu holen. Alles hat einigermaßen geklappt, so daß wir abends wieder zusammen waren.

Mit acht Erwachsenen und neun Kindern war es jetzt in dem Zimmer schon sehr eng geworden; es sollten aber noch mehr dazukommen. Familie Preuß von nebenan war auch noch da. Abends ging ich mit anderen an die Hauptstraße nach Landsberg. Nur mühsam bewegten sich Militärfahrzeuge vorwärts, die sich auf dem Rückzug befanden, dazwischen doch wieder einige Pferdewagen mit Flüchtlingen. Wehrmachtsposten in ihren großen Strohschuhen bewachten die Kreuzung, damit kein Fahrzeug seitlich verduften konnte.

Auch in den letzten Januartagen kamen wir nicht weiter, und die Sowjetarmee kam immer näher.

II. Jugend unter Russen und Polen

Erste Bekanntschaft mit den Russen

Wir hatten jetzt den 2. Februar 1945. Man hörte schon aus Richtung Peisten Maschinengewehrfeuer. Ich stand mit mehreren anderen am Dorfrand hinter einem Stall und lugte ab und zu in die Richtung, konnte aber nichts sehen. Plötzlich stand ein Major mit Fernglas neben mir und beobachtete das Vorfeld. – Altklug fragte ich: "Na, Herr Major, wie sieht die Sache aus?" – Er musterte mich kurz und sagte: "Genau weiß ich es auch nicht, mein Junge, aber keineswegs gut."

Es trafen immer mehr Flüchtlinge ein, auch zu Fuß, den Handwagen oder Schlitten hinter sich herziehend. Jeder suchte zur Nacht eine warme Bleibe. Unser Raum war jetzt total überbelegt. So näherten wir uns der Nacht zum 3. Februar: Niemand schläft, keiner spricht, man sieht nur angsterfüllte Gesichter, denn jeder denkt wohl an die Greueltaten, die sich beim ersten Grenzübertritt der Sowjets im vergangenen Herbst in Nemmersdorf abgespielt hatten. Wir warteten. So gegen Mitternacht kam Josef noch einmal und sagte, daß der Russe bereits im Dorf sei, verabschiedete sich und ging.

Nach einiger Zeit ging die Tür abermals auf, und im Rahmen standen zwei Rotarmisten mit Pelzmütze, gesteppter Jacke und Hose; die Füße steckten in Filzstiefeln; im Anschlag hatte jeder eine Maschinenpistole. Ihre ersten Worte waren: "Wy Njemzi?" [Seid ihr Deutsche?] – Eine Russisch sprechende Frau antwortete: "Da, da, my Njemzi." [Ja, ja, wir sind Deutsche.] – Die nächsten Worte der beiden waren: "Uri jest?" [Habt ihr Uhren?] – Es bekam auch jeder eine Uhr, dann zogen sie ab. Es sollten in dieser Nacht nicht die letzten Besucher sein. Jeder, der danach kam, fragte nach Uhren und wurde böse, wenn man diesem Wunsch nicht mehr nachkommen konnte.

Am nächsten Tag durften wir im Haus bleiben, wurden aber immer wieder von unliebsamen Besuchern gestört. Gegen Abend kam dann die richtige Horde. Sie durchsuchten noch einmal alles und nahmen meine Tante Hedwig mit ins Obergeschoß, wo sie von sechs Russen nacheinander vergewaltigt wurde. Nach einer Weile kam sie mit feuerrotem Gesicht wieder zu uns, sie zitterte am ganzen Körper. Die weitere Nacht verlief einigermaßen ruhig.

Doch am folgenden Vormittag holte man uns aus den Häusern, und wir wurden zur Kirche getrieben. Vor der Kirche drückten zwei Russen unserem Nachbarn Ferdinand Bogdahn eine rote Fahne in die

Hand und befahlen ihm, sich vor der Kirchentür aufzustellen. Er nahm an, daß er erschossen würde, verabschiedete sich von seiner Frau, winkte zu uns herüber und ging zum Eingang der Kirche. Nachdem er dort Stellung bezogen hatte, befahl man ihm, die Fahne hochzuhalten. Auch wir hatten das Schlimmste befürchtet, doch nichts geschah; er durfte wieder zu uns kommen. Anschließend trieb man uns in die Kirche und schloß die Tür. Jeder Pfarrer wäre froh gewesen, wenn er jemals beim Gottesdienst so viele Schäfchen vor sich gehabt hätte. Jeder sah sich ängstlich um, was wohl passieren würde. Würden wir zusammengeschossen, oder würden wir in die Luft gesprengt? Doch auch hier geschah nichts. Am Abend durften wir wieder in die Häuser zurück.

In der folgenden Nacht zum 5. Februar geschah nichts; auch am Tage gab es keine besonderen Ereignisse. Durch die Fenster konnten wir das Treiben der Russen auf der Straße und auf der gegenüber liegenden Seite beobachten. Einige waren betrunken.

Die nächste Nacht zum 6. Februar war sehr unruhig. Ganz aus der Nähe hörten wir Maschinengewehre rattern sowie laute, undeutliche Kommandorufe. Am nächsten Morgen sahen wir, daß der Hof nebenan von Flüchtlingswagen geräumt war. Diese Leute hatten den Gegenangriff der deutschen Truppen, die bis zu unserem Haus vorgedrungen waren, dazu genutzt, ihre Pferde anzuspinnen und davonzufahren. Auch die Familie Preuß zählte zu den Glücklichen. Anschließend wurden die Deutschen wieder aus dem Dorf gejagt.

Am Vormittag holte man uns aus dem Haus, und wir wurden, noch mit anderen, durch die Straßen zu einem Haus am Dorfrand getrieben und dort eingesperrt. Man schätzte, daß wir an die fünfzig Personen waren, sechs Männer, ältere und jüngere Frauen sowie Kinder. Erst am Nachmittag wurde uns bewußt, warum wir hier waren. Weil die Deutschen noch mal angriffen und auch kleinere Geschütze in Stellung brachten, hatten die Russen einige Maschinengewehre in den anderen Räumen des Hauses aufgebaut und schossen von hier aus laufend in Richtung der deutschen Truppen. Der Sinn lag darin: Wäre das Haus von deutschen Granaten getroffen worden, so sollten wir auch dabei umkommen.

Abends im Dunkeln kamen Russen mit Taschenlampen in den Raum und holten die Männer heraus. Darunter befanden sich auch ein Herr Hartwig aus Wolfshöhe und ein Bekannter unserer Genossenschaft aus Nordenburg. Abermals verabschiedete sich unser Nachbar Bogdahn von seiner Frau, doch schon bald danach war er wieder

da. Durch den laufenden Krach der Maschinengewehre war es eine fürchterliche Nacht. Unter uns war auch die Gemeindeschwester Lotte aus Schönefeld; sie war die Verlobte von Herrn Hartwig. Frau Muhl sagte zu meiner Mutter, daß sie fürchtbare Angst habe; sie ahne Schreckliches und werde sich nie verzeihen, daß sie ihre Kinder nicht schon vorher nach Sachsen zu ihrer Schwester gebracht habe. "Ganz sicher", sagte sie, "Grete hätte die Kinder großgezogen."

Das Massaker

Es ist jetzt der 7. Februar 1945. Die deutschen Truppen waren zurückgedrängt, und die Schießerei hatte aufgehört. Um ca. vierzehn Uhr holte man uns aus dem Haus. Im Vorgarten sahen wir die Männer liegen, die man am Abend davor herausgeholt hatte. Alle waren erschossen. Herr Hartwig war auch dabei. Als Schwester Lotte ihren Verlobten so liegen sah, schrie sie laut auf, rief immer wieder seinen Vornamen und wollte zu ihm. Sie wurde jedoch von den russischen Posten daran gehindert.

Unser Weg führte jetzt zu einem nahe gelegenen Keller, der über eine Außentreppe zugänglich war. Allen Leuten, die vor uns waren, wurde das Handgepäck abgenommen. Da wir die Letzten waren, brauchten wir nichts abzugeben. Der Raum mag wohl viereinhalb mal sechs Meter an Fläche gehabt haben; rechts hatte man eine kleine Ecke als Räucherzimmer abgemauert. Am Inventar konnte man erkennen, daß es eine Waschküche war. Zwei kleine Bänke und ein paar ausrangierte Stühle waren auch vorhanden. Darüber gab es sogar noch einen kleinen Streit, weil die älteren Leute die Sitzgelegenheiten für sich beanspruchten. Als nächstes wurde die Tür verschlossen und an den Kellerfenstern von außen herumhantiert. Wir vermuteten, daß man jetzt Handgranaten hereinwerfen würde, aber derartiges geschah nicht.

Doch bald darauf ging die Tür auf; zwei Russen traten ein und verlangten Uhren. Die Russisch sprechende Frau sagte wieder, daß doch die Kameraden uns bereits alles abgenommen hätten, worüber sie auch böse waren. Plötzlich kam doch noch eine Uhr von einer Frau zum Vorschein. Sie durfte daraufhin zusammen mit der Dolmetscherin den Keller verlassen. Einer der Russen nahm ein gutgewachsenes dreizehnjähriges Mädchen nach draußen und suchte für sein Vorhaben noch einen günstigen Platz. Das Mädchen konnte sich befreien und kam zu uns zurück in den Keller. Er schoß noch hinterher, aber traf nicht.

Ab diesem Moment ging alles ganz schnell. Die beiden Russen stellten sich in die Öffnung des Eingangs, brachten ihre Maschinenpistolen in Anschlag und feuerten so lange zwischen uns, bis die Magazine leer waren. Das Schreien, Stöhnen und Jammern danach kann sich niemand vorstellen, der nicht dabei gewesen ist. Das Ergebnis waren acht Tote und viele Verwundete. Einige riefen "Schwester Lotte, Schwester Lotte!" Doch sie war nicht in der Lage, jemandem zu helfen, weil sie selbst mit einem Bauchschuß am Boden lag. Sie muß furchtbare Schmerzen gehabt haben. Daß man uns nicht getroffen hat, lag wohl daran, daß wir als Letzte den Raum betraten und dadurch kurz hinter dem Eingang lagen. Das war unser Glück; so wurde über uns hinweggeschossen.

Unter den Toten befand sich auch die Frau von Ferdinand Bogdahn, von der er sich schon zweimal verabschiedet hatte. Das Sterben dieser Frau habe ich genau gesehen. Sie saß auf einem Stuhl und schrie; dann blitzte es an ihrer rechten Seite kurz auf, sie griff mit der Hand danach, öffnete den Mund und fiel zur Seite herunter. Ihr Mann zog ihren Oberkörper zu sich und sagte: "Schon zweimal habe ich 'Auf Wiedersehen' gesagt, und nun mußt du als erste gehen." Frau Muhl befand sich auch unter den Toten, sie starb vermutlich an Herzversagen.

Die Mutter von Elisabeth Bogdahn saß direkt neben mir und hatte große Schweißausbrüche, sagte aber nichts. Am Abend war sie ebenfalls tot. Ihr Enkel Peter Springer starb auch noch am Abend; er hatte eine schwere Kopfverletzung. Nur ganze sieben Jahre dauerte sein kurzes Leben. Bei seiner Schwester Jutta waren einige Fingerspitzen angeschossen. Hildegard Muhl und ihre kleine Schwester Waltraud waren an der Hand verwundet; ihre Schwester Christel hatte man an der rechten Schläfe getroffen. Elisabeth Bogdahn hatte vier Durchschüsse am rechten Unterarm, zwei Steckschüsse in der rechten Schulter, einen in der Hüfte, und später entdeckte man noch einen in der Lunge. Dieter Bogdahn hatte Streifschüsse am Tornister. Bei meinem Bruder Günter war über der linken Schulter eine Jacke und der Mantel durchschossen. Ferdinand Bogdahn hatte Fleischwunden am Oberschenkel oder an der Hüfte. Unsere letzte Quartiergeberin, Frau Liedtke, hat dieses Massaker auch nicht überlebt. Zwei junge Rotkreuz-Helferinnen und die Gesunden versorgten die Verwundeten, so gut es ging. Allerdings fehlte es an Medikamenten und Verbandsmaterial. – Später in Sortlack ließ ich mir von einem Soldaten zeigen, wieviel Patronen in ein Magazin der Maschinenpistole

hineinpaßten. In der runden Trommel waren es 72, im länglichen Magazin waren es 35 Stück. Demnach waren 107 Schuß auf uns abgefeuert worden.

Wir hatten alle große Angst, daß die Schießerei sich wiederholen würde, und verbrachten die Nacht in der Räucherammer, in der es mit sechs Kindern und drei Erwachsenen ziemlich eng war. Mein kleiner Bruder Horst schlief bei mir auf dem Schoß. Doch immer wieder wurde er wach, wenn ich meine Sitzposition wegen Schmerzen in den Knien ändern mußte. Es war eine furchtbare, lange Nacht.

Der Versuch zu entkommen

8. Februar 1945. Früh am Morgen wurden die Toten in einen anderen Kellerraum geschafft. Notdürftig versorgte man die Verwundeten mit Essen und Trinken. Zwei Offiziere traten ein und sahen sich das Unheil an. Sie meinten, es könne sich hier nur um betrunkene Soldaten gehandelt haben. Unsere Rotkreuz-Mädchen baten sie um Verbandstoff. Sie sagten es ihnen auch zu und befahlen ihnen mitzukommen. Schon nach kurzer Zeit kamen die beiden ohne Verbandsmaterial zurück. Weinend berichteten sie, daß sie vergewaltigt worden waren.

Meine Mutter entschloß sich, mit mir nach unserem Wagen und den Pferden zu suchen. An einigen Stellen im Dorf brannte es noch, und es war von Rauchschwaden durchzogen. Auch der Stall, in dem unsere Pferde untergebracht waren, war bis auf die massiven Mauern ausgebrannt. An den Erhöhungen aus Asche und Knochen konnte man deutlich erkennen, wo unsere Pferde angebunden gestanden hatten und so dem Feuertod nicht mehr entkommen konnten. Zwangsläufig mußten wir an Frau Liedtke denken, die doch das ganze Futter für ihre Tiere gebrauchen wollte. Und jetzt lag alles in Schutt und Asche, und sie selbst lebte auch nicht mehr.

Unser Wagen stand durchwühlt auf dem Hof, das Verdeck war teilweise angebrannt, aber sonst war er fahrbereit. Von den umherirrenden und scheu gewordenen Pferden wollten wir zwei einfangen und anspannen. Es gelang aber nur bei einem, das andere riß sich wieder los und lief davon. Diese Szene hatte ein abseits stehender Russe beobachtet. Er kam auf uns zu und tat so, als ob er uns helfen wolle, zeigte auf den nächsten Stall, und meine Mutter sollte mitkommen. Sie dachte, er habe ein Pferd für uns, und ging mit. Doch es war ein großer Irrtum; auch sie wurde vergewaltigt. Vollkommen fertig und verstört kam sie wieder. Sie befahl mir, das Pferd aus-

zuspannen, raffte noch einige Habseligkeiten zusammen, und wir gingen durch Rauch und Flammen zurück zum Keller. Meine Brüder, die Großmutter und die Tante freuten sich, als sie uns wiedersahen, denn unsere Abwesenheit war länger ausgefallen als vorher gedacht.

Total durcheinander schnappte sich meine Mutter meine Brüder, faßte mich am Arm und sagte: "Kommt, wir gehen!" Dann verließen wir den Raum. Es folgten meine Großmutter, die Tante, Elisabeth Bogdahn, ihr Sohn Dieter und Jutta Springer.

Bepackt mit unseren letzten Habseligkeiten wanderten wir erst mal in die Richtung, aus der wir gekommen waren. Dann gingen wir zu einer Nebenstraße und kamen über Feldwege zwischen Worglitten und Weischnuren zu einem Platz, wo mehrere Flüchtlingswagen standen. Auf einem der Wagen konnten wir mit Genehmigung des Besitzers unterkommen. Wegen des naßkalten Wetters waren wir froh, wenigstens eine dichte Plane über dem Kopf zu haben.

Ganz in der Nähe hatte ein Russe ein Lagerfeuer gemacht und war dabei, in der darüber gestellten Pfanne etwas zu braten. Beim Nähertreten sah ich, daß es ein Mehlteig war, der nach Fertigstellung wie Pfannkuchen aussah. Er lud mich ein, auf einer provisorischen Bank aus Ziegelsteinen und einem kurzen Brett Platz zu nehmen. Er gab mir von seinem Essen und zeigte sich von der freundlichen Seite. Doch schon bald fragte er nach meiner Mutter. Ich gab, so gut es ging, zu verstehen, daß ich nur noch eine Großmutter hätte. Er glaubte mir nicht und untersuchte den Wagen, fand aber nur meine Großmutter, die schwerverwundete Nachbarin und die Kinder. Meine Mutter und ihre Schwester lagen unter den Kindern, mit Bettzeug und Decken zugedeckt. Ohne Erfolg zog er nach kurzer Zeit ab, und ich verkroch mich auch wieder im Wagen.

Am nächsten Morgen gingen wir weiter. Es war der 9. Februar. Es tautete, alle Straßen und Wege waren verschlammt. Meine Mutter hatte die Lederstiefel meines Vaters an. Plötzlich sprang ein Russe von einem vorbeifahrenden Panjewagen, zog ihr die Stiefel aus und ließ sie im Schlamm stehen. Ein älterer Russe hatte die Situation beobachtet und gab mir ein Zeichen zum Mitkommen. Er führte mich in ein ganz in der Nähe stehendes leeres Haus und zeigte auf mehrere Schuhe, die im Flur standen. Ich nahm ein Paar hohe Schuhe mit Holzsohlen und brachte sie meiner Mutter.

Bei unserer Wanderung wurde uns an diesem Tage noch einmal die ganze Brutalität eines Krieges vor Augen geführt: Überall, rechts und links am Wegrand, lagen Tote, russische wie deutsche Soldaten,

dazwischen Frauen, ältere Männer und Kinder, die auf der Flucht im Kampfgetümmel umkamen bzw. erschossen wurden. Einen besonders grausigen Anblick bot eine Frau, die mit entblößtem Unterleib an der Böschung lag und die Geburt ihres Kindes nicht überlebt hatte. Das fast Neugeborene steckte noch zur Hälfte in der Scheide.

Obwohl wir langsam vorangekommen waren, erreichten wir gegen Abend den Ort Reddenau. Wir gingen in ein leerstehendes Haus, fanden Matratzen, Federbetten, Decken und sogar etwas zum Essen. Wir waren hier direkt an der Straße und wurden andauernd von umherziehenden Russen belästigt. Sie durchsuchten die Schränke, schlitzten Federbetten auf und vergewaltigten die Frauen.

Die erste Bleibe

Nach zwei Tagen zogen wir weiter. Wir waren früh aufgebrochen und kamen gut vorwärts. Bereits am frühen Nachmittag erreichten wir das abseits gelegene Vorwerk Sperlack vom Gut Kraphausen. Es gab hier zwei Doppelhäuser, wo die Arbeiter gewohnt hatten; doch zur Zeit war alles leer. Die Scheune lag noch voll mit ungedroschenem Getreide. In den Stallungen brüllten viele Kühe, sie wollten gemolken werden. Einige Kälbchen und Hühner liefen auch herum. In der Wohnung, in die wir einzogen, fanden wir Mehl und Kartoffeln; Eier lagen im Hühnerstall, und Brot hatten wir für ein kräftiges Abendessen noch selbst. Für den nächsten Tag wurde ein Huhn geschlachtet, und es ging uns nach Tagen vieler Entbehrungen wieder richtig gut.

Unter den vielen Kühen hatten wir eine stabile mit großem Euter herausgesucht und brachten sie in einen kleinen Stall direkt hinter dem Haus. Nach zwei- bis dreimaligem Abmelken war die Milch wieder gut. Wir schliefen alle auf Matratzen in einem Zimmer; Federbetten hatten wir auch gefunden und brauchten nun nachts nicht mehr zu frieren.

Doch auch hier wurden wir schnell entdeckt, und die ersten unlieb-samen Besucher ließen nicht lange auf sich warten. Hauptsächlich abends in der Dunkelheit kamen immer wieder einige Russen und suchten nach Frauen. Nicht immer half hier ein extra Versteck; sie wurden gefunden und mußten mit. Besonders meine Tante Hedwig mit ihren 22 Jahren wurde oft vergewaltigt.

In den anderen Räumen wohnte inzwischen eine Frau Pautschuß. Sie hatte an der Grenze gewohnt und sprach besser polnisch als deutsch, ein richtiges Mannweib. Außer ihr wohnte hier eine Frau

Groß mit Mutter und elfjähriger Tochter Anneliese. Sie sprach ebenfalls polnisch und etwas russisch. Sie kamen aus dem Kreis Arus. Diese Frauen waren in ihrem Charakter ziemlich undurchsichtig. Meine Großmutter sagte oft, daß sie denen nicht trauen würde. Sie sollte Recht bekommen. Anneliese war jetzt unsere kleine Dolmetscherin; sie sprach zu dieser Zeit schon gut russisch. Im zweiten Haus hatte sich eine Frau Koczewski mit ihren Kindern einquartiert. Ihre älteste Tochter Lisbeth war siebzehn Jahre alt, und sie wurde ebenfalls Opfer einiger Vergewaltigungen.

Beim Auskundschaften der näheren Umgebung entdeckte ich an einer Stelle auf dem Feld fünf tote deutsche Soldaten, an einer anderen Stelle zwei. Dem Anschein nach waren sie als Gefangene erschossen worden, denn Waffen lagen keine dabei. Zweimal konnte ich aus meinem Versteck auf einem Heuboden beobachten, wie vorbeireisende Russen von ihren Pferden stiegen, mit Seitengewehren diesen Toten die Augen austachen und ihre Gesichter verstümmelten.

Hinter dem Stall lagen zwei tote Rinder, die ich erst später fand. Das Schmelzwasser lief an den Kadavern vorbei und sickerte teilweise in einen Brunnen, aus dem wir in den ersten Tagen unser Trinkwasser entnahmen. Fast alle litten an Durchfall. Nach etwa einer Woche entdeckte ich einen zweiten Brunnen, nur etwa eineinhalb Meter tief, mit kristallklarem Wasser. Er war gut geschützt und stand zwischen Büschen direkt über einer Quelle hinter dem Haus im Garten. Nachdem wir nur noch dieses Wasser benutzten, ging es allen wieder gut.

Wir sind jetzt schon eine Woche in Sperlack. Unserer Nachbarin Frau Bogdahn geht es sehr schlecht; sie hat Fieber und phantasiert andauernd. Meine Mutter säubert immer wieder ihre Wunden und wäscht sie mit Lysol (einem Desinfektionsmittel, das wir gefunden haben) aus. Ihr Zustand ist auch am nächsten Tag nicht besser. Im Schein einer Kerze liest meine Mutter ihr aus der Bibel vor. Wir rechneten mit dem Schlimmsten. Sie hat jedoch die Nacht überstanden, ihren Willen zum Leben neu erweckt und sich wieder erholt.

Unsere zweite Patientin war unsere Tante Hedwig. Sie hatte an beiden Füßen insgesamt fünf Zehen erfroren, die vor sich hin eiterten. Teilweise waren statt der Nägel nur noch Knochen zu sehen. Durch tägliches Baden und Desinfizieren war es zur Besserung gekommen. Sie konnte nur schlecht gehen und das auch nur in Gummistiefeln, die ihr einige Nummern zu groß waren.

Unser Mannweib kam auf die Idee, ein Kalb zu schlachten, und ich sollte dabei helfen. Natürlich hatte ich schon des öfteren beim Schlachten von Tieren zugesehen; doch vor dem Stechen waren diese mit der stumpfen Seite der Axt oder mit einem Bolzenschußgerät betäubt worden. Frau Pautschuß sagte: "Wir brauchen nichts betäuben, das geht auch so." Nachdem wir ein Kalb von den Kühen abgedrängt hatten, wurde es in eine Ecke der Scheune gedrückt; ich mußte es am Schwanz festhalten. Sie hatte ihm mit Daumen und Mittelfinger der linken Hand in die Nasenlöcher gefaßt, den Kopf hochgezogen und begann, mit dem Messer die Kehle durchzuschneiden. Für mich ein grausiges Unterfangen, doch danach hatten wir Fleisch.

Als nächstes wurde Teig angesetzt und Brot gebacken. Der Ofen dazu befand sich im gekachelten Herd ganz unten, und Holz war genug vorhanden.

Die russische Kommandantur

In Sortlack, einem Bauerndorf ganz in der Nähe, war die Kommandantur. Hier begannen die Russen, eine Art Kolchosa einzurichten. Auf den größten Hof im Dorf wurden alle verfügbaren Kühe und Rinder hingetrieben, so auch die aus Sperlack (unsere versteckte Kuh hatte man noch nicht entdeckt). Dafür wurden aber die Hühner eingefangen und weggebracht.

Meine Großmutter sah, wie Frau Pautschuß in den kleinen Stall ging, wo unsere Kuh stand. Danach waren in den folgenden Tagen geronnene Flocken in der Milch. Meine Großmutter war davon überzeugt, daß Frau Pautschuß übersinnliche Kräfte besaß, die an Hexerei grenzten.

Der russische Kommandant war im Range eines Feldwebels und verstand etwas von der Landwirtschaft. Auch er stöberte überall herum, um etwas Brauchbares zu ergattern. Er sah den Wecker meiner Mutter und nahm ihn mit. Ansonsten war er aber gut zu leiden. Er war nicht groß und wurde wegen seiner krummen Beine (die hatte er wohl vom vielen Reiten) von den Frauen Dackel genannt.

Mitte Februar kam wieder ein einzelner Russe zu uns ins Zimmer, tat recht freundlich und wollte mit meinem jüngsten Bruder Horst spielen. Sein Gewehr hatte er in die Ecke gestellt. Horst aber hatte Angst und fing an zu weinen. Die nächsten Worte des Russen waren an meine Mutter gerichtet. Er sagte: "Frau, komm!", worauf sie mit

einem entschiedenen "Nein!" antwortete. Er holte sein Gewehr aus der Ecke, hielt es ihr an den Kopf und wiederholte: "Frau, komm!" – Darauf sagte ich: "Mutti, geh mit!", was sie auch tat. Es war an diesem Tag während der Flucht die insgesamt sechste und letzte Vergewaltigung. Es war unglaublich, was viele Frauen in dieser Zeit über sich ergehen lassen mußten und trotzdem leisteten. So auch meine Mutter. Immerhin waren wir neun Personen, für die sie trotz schwieriger Verhältnisse sorgte.

Ein Russe namens Wassili kam danach öfter zu uns. Er war recht freundlich und beschützte uns vor anderen plündernden Kameraden, auch vor solchen, die nach Frauen suchten. Auch meine Tante wurde von ihm vor anderen versteckt und beschützt, woraus sich schon bald eine engere Beziehung entwickelte. Er blieb oft über Nacht, die die beiden im Nebenhaus in einem Schlafzimmer verbrachten. Meine Großmutter billigte das Verhalten ihrer Tochter keinesfalls, doch diese meinte nur: "Besser mit jemandem schlafen, von dem man beschützt wird, als andauernd vergewaltigt zu werden." Doch dieser Glaube sollte ihr später zum Verhängnis werden.

Schon bald kamen wir dahinter, warum Wassili sich vor dem Kommandanten bzw. vor Offizieren, die hin und wieder kamen, versteckte. Er war von seiner Einheit desertiert und war, anstatt nach Westen zu marschieren, bei uns geblieben. Er zeigte mir, wie man mit der Maschinenpistole schießt und wie man mit Handgranaten umgeht. Zwei russische durfte ich in die Alle (Nebenfluß des Pregel) werfen, doch Fische gab es an dieser Stelle keine mehr. Von ihm lernte ich auch die ersten wichtigen Worte der russischen Sprache.

Etwa ab der dritten Märzwoche wurden alle verfügbaren Kräfte mobilisiert, und es ging ans Dreschen. Der Dreschkasten wurde von einem Lanz-Bulldog über Riemen angetrieben. So ging es tagelang; auch meine Mutter war dabei. Der zuständige Maschinist für diesen Einsatz war der ehemalige Traktorist vom benachbarten Gut Lengen und hieß Hugo Gottschalk. Obwohl noch nicht abgeschlossen, wurde das Dreschen in Sperlack erst mal eingestellt und auf einem anderen Gut fortgesetzt. Es hieß Kraphausen und wurde von der Sortlacker Kommandantur mit verwaltet. Alle mußten jetzt nach dort zum Helfen, so auch meine Mutter. Eine Wegstrecke war ungefähr zweieinhalb Kilometer lang, die nun morgens und abends zu Fuß gelaufen werden mußte. Meine Mutter erzählte, daß sie immer ein gutes Mittagessen bekamen, verschiedene Suppen mit reichlich Rindfleisch, denn Kühe, Rinder und Bullen gab es ja genug.

Manchmal gibt es Sachen, die nicht mit rechten Dingen zugehen. Im folgenden Fall kamen zwei Russen aus Sortlack, gingen direkt in den kleinen Stall und holten unsere Kuh ab. Unsere Nachforschungen ergaben, daß natürlich niemand das Versteck verraten hatte, doch unsere eigenen Gedanken sagten uns das Gegenteil.

Gefangen und verhört

An einem Tag in der ersten Aprilwoche hatte der Kommandant schon mittags alle Frauen nach Hause zu ihren Kindern geschickt, weil eine große Razzia russischer Soldaten angesagt war. Sie suchten nach versteckten deutschen bzw. nach desertierten russischen Soldaten. Auch sollten ledige Frauen gefunden und verschleppt werden.

Auch unser Deserteur Wassili bekam davon Wind. Er beschloß, sich in der Scheune zu verstecken, und befahl meiner Tante und der Lisbeth Koczewski, das gleiche zu tun. Auch ich hatte Angst, mit meinen dreizehn Jahren irgendwo in Sibirien zu landen, und versteckte mich zusammen mit Wassili oben im Strohfach an der Außenwand in etwa anderthalb Metern Tiefe. Die zwei Frauen hatten sich mitten im Fach unter Stroh eingegraben. Nachdem alle oben waren, versteckte ich die Leiter und kletterte frei an den Ständern, Streben und Riegeln als Letzter nach oben.

Schon nach kurzer Zeit hörten wir Kommandorufe und Sprechen unten in der Scheune, dann das Rascheln im Stroh ganz in der Nähe. Plötzlich spürten wir auch schon Fußtritte auf unseren Köpfen. Durch laute "Rucki werch"-Rufe [Hände hoch!] bedroht, mußten Wassili und ich ganz schnell ans Tageslicht kommen. Zum ersten Mal sah ich in die Läufe zweier Maschinenpistolen, die auf meinen Kopf gerichtet waren. Alle Taschen von meiner Jacke und Hose mußte ich leeren und umkehren. Dummerweise hatte ich in einer Jackentasche zwei russische Pistolenkugeln. Es war schwer zu beweisen, daß die dazu passende Pistole nicht in meinem Besitz war. Wer unser Versteck verraten hatte, konnten wir nur vermuten, aber warum, das blieb offen. Niemand hatte dadurch später Vorteile. Die beiden Frauen wurden übrigens nicht gefunden. Man hatte die Leiter gefunden und angestellt, und wir mußten nach unten kommen.

Wassili und ich wurden jetzt wie Schwerverbrecher abgeführt. Dabei ging es querfeldein, sogar über gepflügten Acker. Es regnete ununterbrochen, und meine einfachen Holzklumpen wurden immer schwerer. Als ich mich einmal umsaß, wurde ich sofort vom russischen Major mit den Worten: "Geh und sieh nach vorne, du

deutsches Schwein!" angeschrien. Die Soldaten gingen ausgeschwärmt auf einer Breite von ungefähr anderthalb Kilometern, Abstand: etwa alle zehn Meter ein Soldat.

Im nächsten Ort wurde ich vor einem Befehlswagen verhört. Als Dolmetscher fungierte ein Jude; er sprach fließend deutsch. Unter anderem fragte er, ob ich in der Hitlerjugend oder im Volkssturm war, was ich verneinte. Ich sagte, daß man das mit elf Jahren noch nicht mußte. Weil ich zu der Zeit noch ziemlich klein war, hatte ich meinen Geburtstag auf den 29. Mai 1933 verlegt, was man mir auch abnahm. Mit einem Kettenkrad brachte man uns noch vor der Dunkelheit in einen anderen Ort, wo wir auch die Nacht verbrachten. Ein Zimmer war mit reichlich Stroh ausgelegt, wo auch ich mich hinlegen durfte. Einer der Soldaten gab mir eine alte Decke. Müde von den Strapazen schlief ich zwischen lauter schlafenden russischen Soldaten ein.

Nachts wurde ich zum Verhör geholt, das ein gut aussehender Oberleutnant führte. Wassili hatte schon vor mir alles zu Protokoll gegeben. Die Verständigung erfolgte durch einen jungen Studenten; der ebenfalls sehr gut deutsch sprach. Der Oberleutnant hatte auf seinem Tisch eine Reitpeitsche liegen und sagte zu mir: "Wenn du die Wahrheit sagst, ist alles in Ordnung. Lügst du aber, bekommst du die Peitsche zu spüren." Er fragte mich, wie lange sich der Wassili schon bei uns aufgehalten habe. – Ich antwortete, daß es schon ein paar Tage gewesen seien. – Darauf griff er zur Peitsche, hob sie hoch und sagte: "Du bist noch so jung und lügst schon. Von wegen ein paar Tage!" – Er beruhigte sich, als ich sagte, daß bei uns damit auch vier Wochen gemeint sein könnten. – Weiter fragte er, ob es stimme, daß meine Tante mit Wassili in einem Zimmer geschlafen habe, was ich bejahte. Er stellte noch einige Fragen zu meiner Person und Familie. Dann wurde ich vom Posten zurückgebracht und durfte wieder schlafen. Austreten durfte ich auch nur in Begleitung des Postens. – Am nächsten Morgen kam der Oberleutnant und sagte: "Arno, du bekommst jetzt etwas zu essen; danach bringen wir dich nach Hause." Was dann auch geschah.

In Sperlack angekommen, sah ich, daß die Scheune abgebrannt war. Man hatte sie angesteckt, weil man noch mehrere Leute darin vermutet hatte. Meine Tante und Lisbeth hatten vom Feuer nichts mitbekommen. Erst durch lautes Schreien und Rufen meiner Mutter kamen sie aus ihrem Versteck und sprangen von oben herunter. Lisbeth hatte dadurch einige Brandwunden an den Händen erhalten.

Meine Tante wurde zum Verhör geholt. Sie kam nach einiger Zeit in Begleitung eines Postens wieder und sagte zu ihrer Mutter: "Pack mir Essen für drei Tage ein; ich muß mit." Es war ein sehr schwerer Abschied, doch es half nichts. Sie mußte gehen, und wir sollten sie nie mehr wiedersehen. Wassili war ihr zum Verhängnis geworden. – Am nächsten Tag mußte meine Mutter wieder nach Kraphausen zum Dreschen; es dauerte noch zwei Wochen.

Noch einmal muß ich auf unsere Mitbewohnerinnen, die Frauen Patschuß und Groß, zurückkommen; und zwar hängt es mit dem Brand der Scheune zusammen. Die Scheune brannte lichterloh, der Wind trieb Flammen und Rauch in Richtung Wohnhaus. Darauf haben sich beide mit gefalteten Händen vor die Tür gestellt und vor sich hingemurmelt, dann mit den Armen abweisende Bewegungen gemacht, und schon drehte der Wind in die andere Richtung. – Weil ich zu diesem Zeitpunkt nicht anwesend war, kann ich diese Geschichte nur so wiedergeben, wie ich sie von meiner Großmutter und Mutter erfahren habe.

Alltag unter der Besatzung

Die zweite Aprilwoche brachte schon etwas Wärme mit sich. Ich hatte aus Hölzern ein Floß gebaut und fuhr damit auf einem der Sperlacker Teiche herum. Fische waren keine mehr drin. Es war die Folge von unnötigen Detonationen der Handgranaten, die russische Soldaten in fast jeden Teich geworfen hatten.

Zum Gut Kraphausen gehörte auch ein kleiner See, der davon verschont geblieben war. An einem Sonntag begannen die Russen damit, das Wasser über einen schmalen Graben abzuleiten. Eine Absperrung im Graben aus feinem Maschendraht verhinderte das Davonschwimmen der Fische. Mit Drahtkörben und Keschern war es nicht schwer, aller Fische habhaft zu werden. Man kippte sie auf Lastkraftwagen in leere Wassertonnen, die man aus der ganzen Umgebung zusammengestellt hatte. Danach wurde Fuhre für Fuhre abtransportiert. Wieviele es waren, kann ich nicht mehr sagen; jedenfalls habe ich nie mehr so viele Fische auf einmal gesehen. Viele deutsche Zeugen, die alles verfolgten, verstanden über diesem Unsinn die Welt nicht mehr. Es war schon wärmer geworden, daher erschien es uns unmöglich, solche Mengen schnell zu verarbeiten. Denn die, die wir abgestaubt hatten, konnten auch nur maximal drei Tage bevorratet werden.

Nachdem das Dreschen beendet war, wurden die Frauen in verschiedene Kolonnen zusammengestellt und mußten die Toten begraben.

ben. Weil sich die Leichen schon im Verwesungsprozeß befanden, war es eine besonders eklige Angelegenheit. Meine Mutter konnte den Gestank überhaupt nicht vertragen und mußte sich laufend übergeben. Auf dem Feld wurde jeder da begraben, wo er gestorben war. Kleine Hügel und Holzkreuze zeigten uns noch später die bescheidenen Grabstätten an.

Es kam auch jetzt noch vor, daß wir immer wieder von plündernden Russen heimgesucht wurden. Der Kommandant hatte angeordnet, ihn in solchen Fällen sofort zu benachrichtigen, was auch geschah. Meistens übernahm unsere kleine Dolmetscherin Anneliese diese Aufgabe. Er schwang sich dann sofort auf sein Pferd, kam in gestrecktem Galopp angeritten und vertrieb die unliebsamen Besucher, was jedoch nicht immer gelang. So auch an einem Sonntag. Die Plünderer waren in Begleitung von männlichen und weiblichen Offizieren gekommen, gegen die auch er nichts ausrichten konnte.

Am nächsten Tag befahl er uns, nach Sortlack zu ziehen. Er sagte, im Bereich der Kommandantur käme so etwas nicht mehr vor; außerdem wäre da auch ständig ein Kapitän anwesend.

Also packten wir unsere Sachen, gingen nach Sortlack und zogen im verlassenen Bauernhaus der Familie Böhnke ein. Nur die Frau Pautschuß wollte nicht mit und blieb allein in Sperlack zurück. Warum, hat niemand erfahren.

Auch ich arbeitete jetzt ständig mit jungen russischen Soldaten auf dem Feld bei der Frühjahrsbestellung zusammen. Ich hatte selber zwei Pferde, pflügte und eggte damit oder fuhr mit dem Kastenwagen die umliegenden Bauernhöfe ab, um Brennholz zu holen. Es machte mir riesigen Spaß, zumal ich bei dieser Gelegenheit auch ziemlich schnell Russisch lernte. Anfangs war ich neben Adolf Folgmann, der die Pferde betreute, der zweite männliche Deutsche, der hier arbeitete. – Das Mittagessen durften wir zusammen mit den Soldaten am Tisch einnehmen. Gekocht wurde von russischen und polnischen Mädchen, die in Deutschland verpflichtet gewesen waren.

Gerne erinnere ich mich an das erste gemeinsame Essen. An jedem Platz lag ein Löffel, insgesamt zwölf. Dann brachte man zwei Schüsseln Suppe mit viel Fleisch. Vergeblich wartete ich auf Teller, bis jeder anfang, mit seinem Löffel Suppe aus der Schüssel zu schöpfen, um zu essen. Man befahl mir, das gleiche zu tun. Nach dem Abräumen des Tisches konnte man sehen, wieviele Personen gegessen hatten, denn jeder hatte eine kleine gekleckerte Spur hinterlassen.

Beim Kommandanten war ich gut angesehen; er nannte mich grundsätzlich Arnik. Obwohl der Krieg zu dieser Zeit noch nicht beendet war, zeigten sich die Soldaten, mit denen ich ständig zusammen arbeitete, gut und freundlich zu mir; auch sie nannten mich so.

Weil meine Mütze in den ersten Tagen zwischen russischen Pelzmützen an der Garderobenleiste hing, blieb es nicht aus, daß sich die ersten Tierchen auf der Kopfhaut bemerkbar machten. Es waren aber nur fünf Stück, die ich mit einem feinen Kamm herauskämmte. Danach hatte ich mit derartigen Einwohnern nichts mehr zu tun.

Adolf Folgmann, der die Pferde versorgte, war ein großer Kerl mit roten Haaren und Spitzbart, außerdem hatte er einen Sprachfehler, er stotterte. Ich kam mit meinen Pferden zur Mittagspause auf den Hof geritten und wollte sie, wie schon vorgekommen, am Teich tränken. Adolf sagte aber, ich solle absteigen, das Tränken wolle er im Stall besorgen. Als ich trotzdem weiterritt, kam er hinterhergelaufen und zog mich vom Pferd. Es war für mich von vornherein aussichtslos, mich gegen ihn zu wehren. Doch Nina, die russische Geliebte des Kommandanten, hatte alles gesehen, lief ins Haus und erzählte ihm davon. Daraufhin kam er aus dem Haus, packte Adolf am Kragen, schüttelte ihn, zeigte auf seine Pistolentasche und gab ihm zu verstehen, daß er beim nächsten Mal puck-puck machen würde. Nina hat alles übersetzt, und Adolf war blaß geworden. Daraufhin wurde ich von ihm stets in Ruhe gelassen.

Inzwischen waren Böhnkes zurückgekommen. Sie sind bis Pomern gewesen, dann aber, nachdem sie von den Russen eingeholt wurden, wieder umgekehrt. Sie zogen in ihrem zum Hof gehörenden Insthaus ein. Ihr Sohn Heinz wurde vom Kommandanten begutachtet, bekam am nächsten Tag zwei Pferde und durfte dann fleißig mitarbeiten. Sein Vater war täglich mit dem Flickern von Pferdegeschirr beschäftigt; die Mutter durfte beim Melken und in der Meierei helfen.

Die Meierei war provisorisch im Altenteilerhaus auf dem Hof eingerichtet; es waren hier einige handbetriebene Zentrifugen und Butterfässer aufgestellt, wo die Milch der Kühe verarbeitet wurde. Auch wir kamen dabei nicht zu kurz. Es fiel meistens etwas ab, und unsere Milch bekamen wir auch jeden Tag.

Als nächstes wurden Kartoffeln gepflanzt. Das ging ganz einfach: Der Acker wurde glattgeschleppt oder geeegt, danach wurde hinter jedem Zweischarpflug von den Frauen eine Reihe Kartoffeln gelegt. An der Alle wurden riesige Felder mit Kohl bepflanzt.

Landarbeit nach Kriegsende.

Wir erhielten die Nachricht, daß der Krieg zu Ende sei, worüber alle, Freunde und Feinde, erleichtert waren. Die Russen versuchten hauptsächlich uns Jungen mit den Worten: "No, Friez, Gietler kaputt" zu ärgern, was wir jedoch ganz gelassen hinnahmen.

Russische Ärzteteams, meistens Frauen, schickte man über Land, um die Frauen und Mädchen auf Geschlechtskrankheiten hin zu untersuchen. Dabei stellte sich heraus, daß auch meine Mutter infiziert war. Sie mußte ihre Sachen packen und wurde mit anderen Frauen, die das gleiche Schicksal ereilt hatte, nach Palmnicken an die Ostsee gebracht. Dort wurde sie behandelt und nach sechs Wochen als geheilt entlassen. Zu Fuß mußte sie die 75 bis 80 Kilometer allein zurücklegen, um nach fünf Tagen wieder zu uns zu gelangen.

In dieser Zeit war es meine Angelegenheit, alle anderen mit Eßbarem zu versorgen. Ich war mächtig stolz, daß alles so prima klappte. Das Kochen für die anderen erledigte die Großmutter.

Während die Frauen auf den Kohlfeldern mit Hacken beschäftigt waren, mußten wir die aufgegangenen Kartoffeln anhäufeln. Zehn bis zwölf Jugendliche, auch Mädchen in meinem Alter und darüber, bedienten die Pflüge, die von je einem Pferd gezogen und von einem jüngeren, darauf Sitzenden geleitet wurden. Bei mir machte das mein Bruder Günter. Ein bis zwei Posten waren immer dabei, um uns vor umherstrolchenden Fremden zu schützen. Bei dieser Arbeit hatten wir sehr viel Spaß, vor allen Dingen, wenn es mittags oder abends zu zweit auf dem Pferd im Galopp nach Hause ging und wir wie die wilde Jagd auf dem Kopfsteinpflaster ins Dorf ritten. Seltsamerweise wußten die Pferde schon Bescheid. Sobald sie ausgespannt waren und der zweite draufsaß, ging es schon im Galopp los.

In so einem Fall fiel ich eines Tages zweimal vom Pferd herunter, einmal sogar in eine Wasserpfütze, obwohl nur eine einzige auf der ganzen Länge des Feldweges vorhanden war. Ein tolles Pferdchen hatte ich für diese Arbeiten in der letzten Zeit. Es war eine Fuchsstute, und sie war etwas kleiner als die anderen Pferde. Sie bekam den Namen Liliputaner und wurde von mir und meinem Bruder Liliput genannt. Ein Pferdchen zum Verlieben! Mit ihm gewann ich meistens die Rennen, die wir zu mehreren durchführten, in dem Fall aber allein aufsaßen.

Es grenzt an ein Wunder, daß durch unseren Leichtsinn niemand zu Schaden kam, obwohl einer beim Sturz unter sein Pferd geraten war.

Arbeiteten wir auf den Feldern um Sperlack, war es Frau Pautschuß, die uns jeden Morgen begrüßte. Doch eines Tages blieb sie aus. Wir gingen in die Wohnung und fanden sowohl diese als auch das Bett leer. Nach weiterem Suchen entdeckten wir sie als Leiche in einem Stall. Man hatte ihr mit einem Stück Eisenrohr den Kopf eingeschlagen; die weißen Wände waren mit ihrem Blut bespritzt. Der Kopf sah furchtbar aus. Wer der Täter war, haben wir nie erfahren; es hat sich auch keiner darum gekümmert. So einfach war das in dieser Zeit. Ihre Leiche begrub man in der Nähe des Hauses. Ein einfaches Holzkreuz verriet, daß hier jemand begraben war.

Frau Groß sagte uns danach, daß Frau Pautschuß es war, die das damalige Versteck in der Scheune verraten hätte, doch gab es bei uns gewisse Zweifel. Die Folgen, die sich daraus ergaben, sind ja bereits bekannt.

Das Anhäufeln der Kartoffeln war soweit abgeschlossen. Ich hatte jetzt wieder zwei Pferde und mußte damit zwischendurch andere Arbeiten verrichten. Heinz Böhnke arbeitete auf dem ehemaligen Hof von Alfred Porsch; dort wurde Getreide zu Mehl gemahlen. Dazu hatte man einige Schrotmaschinen aufgestellt (fast jeder Bauer hatte so ein Gerät besessen), die über Riemen von einem Lokomobil angetrieben wurden. Heinz bediente mit einem deutschen Schmied diese Antriebsmaschine. – Das Lokomobil war eine Maschine, die mit Dampf, ähnlich wie die Lokomotive, in Betrieb gesetzt wurde. Fortbewegen konnte man sie nur durch Ziehen. Von den Gütern waren sie als billige Energiespender benutzt worden. – Gelagert wurde das Mehl auf dem Nachbarhof im Wohnzimmer des Hauses.

Die Ausgabe an uns Deutsche überwachte Wassili, ein Schuhmacher, der damit beschäftigt war, für die Offiziere oder seine Kameraden Stiefel von Hand anzufertigen. Einen Teil meiner Freizeit verbrachte ich damit, ihm bei seiner Arbeit zuzusehen. Er brachte mir so manchen Kniff bei, den ich später beim Reparieren von Schuhen verwenden konnte. Er freute sich immer, wenn ich zu ihm kam. Wenn er Mehl ausgab, mußte ich grundsätzlich als Letzter kommen. Dann machte er meinen Sack besonders voll und trug ihn, wenn es schon dunkel war, selbst zu unserer Wohnung.

Als zweiten guten Kumpel muß ich hier den Djadja [Onkel] Misha erwähnen. Er hatte die Einteilung der Pferde unter sich und sorgte dafür, daß kein anderer morgens mit meinen Pferden davonzog. Seine zweite Aufgabe war die Beaufsichtigung des kältesten Kellers, in dem das Fleisch immer nur kurzfristig gelagert werden

konnte. War es alle, wurde frisch geschlachtet. Weil er mich auch mochte, wurde ich regelmäßig mit Fleisch versorgt. Entweder brachte er es im Dunkeln selbst vorbei, oder er hatte es eingewickelt zwischen Brennesseln versteckt, wo ich es abholen konnte.

Mittlerweile waren noch Richard Gottschalk, Rudi Paulsen sowie Walter und Lothar (genannt Luschke) Burkhard direkt bei der Kommandantur beschäftigt. Mittag- und Abendessen wurde jetzt für uns von deutschen Frauen in der Küche des Porsch'schen Bauernhauses zubereitet. Im Wohnzimmer konnten wir zusammen mit den Frauen und Mädchen essen.

Hinter diesem Hof war ein Teich mit einem gut erhaltenen Kahn. Besetzt mit Jungen und Mädchen, wurde dieser so lange geschaukelt, bis irgend jemand über Bord fiel. Überhaupt hat es in dieser Zeit auch Spaß gemacht, gemeinsam mit den Mädchen, von denen es auch sechs gab, die in unserem Alter waren, etwas zu spielen. Die Russen hörten gerne zu, wenn wir Volkslieder sangen.

Unser Kommandant hatte das Fahrradfahren gelernt und war ganz stolz, daß er schon eine 8 fahren konnte. Eines Tages war er bis Kraphausen gefahren, wurde dann aber dringend in der Kommandantur gebraucht. Die Nachricht durfte ich ihm überbringen. Dazu benutzte ich auf Befehl von Djadja Mischa seinen schnellen Grauschimmel. Nach diesem Ritt war sein Pferd ganz schön ins Schwitzen gekommen, wofür ich auch getadelte wurde.

Nach der Arbeit kamen die Pferde noch einmal in den Weidengarten, wo sie bis kurz vor dem Dunkelwerden blieben. Das Reinholen besorgten immer Heinz Böhnke und ich hoch zu Roß. Dabei benutzten wir die Reitpferde des Kapitäns und des Kommandanten. Die Russen freuten sich immer, wenn wir die ganze Herde mit Tempo durchs Dorf trieben, wobei es auf dem Pflaster schon von weitem zu hören war.

Als nächstes mähten Heinz und ich, jeder mit einem Grasmäher, Gras und Klee als Winterfutter für die Tiere. Zwei Wochen waren wir damit beschäftigt. Auch besorgten wir das ständige Wenden. Danach trugen Frauen und Männer das Getrocknete gleich auf dem jeweiligen Feld in große Haufen. Von da sollte es später, je nach Bedarf, eingeholt werden.

Richard Gottschalk durfte jetzt schon einige Arbeiten mit dem Lanz-Bulldog ausführen. Sein Vater war in den nördlichen Teil Ostpreußens verschleppt worden. Bedingt durch die Eisenräder, konnte der Traktor nur im Ackergang gefahren werden, ca. acht Kilometer

pro Stunde. Um auch von allen gesehen zu werden, steuerte Richard hin und wieder im Stehen und tat so, als ob er eine günstige Fahrspur suchte.

Die Zeit war dahingegangen; wir näherten uns dem Hochsommer, und die Ernte begann. Heinz und ich waren nun wochenlang jeder mit einer Flügelmachine dabei, das Getreide zu mähen. Das Wintergetreide, noch von den deutschen Bauern gesät, war einigermaßen ertragreich. Aber alles andere, was die Russen von Hand auf den gepflügten Acker gestreut und nur zugeeggt hatten, konnte man vergessen. Stellenweise lohnte es nicht, mit der Maschine entlang zu fahren. Die Frauen kamen nach uns und banden die Garben, die von den Männern in Hocken aufgestellt wurden. Nach dem Trocknen wurde auch hier alles an Ort und Stelle von Hand zu einem großen Haufen gestapelt.

Von den Kühen, die in Kraphausen standen, wurden an einem Sonntag viele geschlachtet. In Teile zerlegt und eingepackt in Tonnen und Wannen, wurde das Fleisch abtransportiert. Köpfe und Schwänze konnten wir uns mitnehmen. Die Eingeweide kamen auf den Misthaufen. Die Felle wurden vergraben, was die Deutschen besorgen mußten. Ich hätte an diesem Tag manches Stück Fleisch mitnehmen können, aber ohne Kühlvorrichtung im Hause war es zwecklos.

*Der Süden Ostpreußens wird polnisch,
die letzte Arbeit für die abziehenden Russen*

Inzwischen war bekannt geworden, daß man Ostpreußen geteilt hatte. Die Russen beanspruchten für sich den nördlichen Teil, während der südliche, größere und schönere Teil an die Polen abgetreten wurde. Noch während der Ernte begannen die Russen damit, alles Wertvolle zu verladen und wegzuschaffen. Die Kühe und Pferde brachte man ebenfalls weg, und vertraut gewordene Soldaten verließen uns auch. Teilweise war der Abschied herzlich, hier und da auch traurig, vor allen Dingen dort, wo sich im Laufe der Monate Liebespaare gebildet hatten.

Kulanterweise ließ uns der Kommandant zwei Pferde zurück, damit wir für uns noch einiges an Getreide in die Scheune bringen konnten. Ausgesucht hatten wir dafür die Scheune auf Böhnkes Hof. Die Pferde, die er uns ließ, waren die schlechtesten, die es unter dem Bestand gab, aber ihre Arbeit machten sie auch. Von uns hatten sie schon lange die Namen Butzemann und Lisa erhalten. Butzemann, das kleinere von beiden, war ein schwarzer Wallach, Lisa eine Fuchs-

stute. Natürlich nutzten wir die Gelegenheit, von dem Getreide, überwiegend Roggen, so viel wie möglich für uns in die Scheune zu schaffen. Nach der Arbeit, oft war es schon dunkel, versorgte ich die Pferde.

Sie wurden zur Nacht in einen nahegelegenen Weidegarten gebracht, wobei mein Bruder Günter helfen wollte. Doch dazu mußten wir über den Hof, wo wochenlang das Lokomobil gestanden und sich ein größerer Haufen Kohlschlacke angesammelt hatte. Er schwang sich auf Butzemann und galoppierte über den Hof, direkt in die Kohlschlacke, wobei das Pferd und er zu Fall kamen. Ich ritt hinterher, sah nur schwarzes Gewühle und sprang vom Pferd. Bedingt durch den Schreck, galten die ersten Worte meinem Bruder, wobei ich ängstlich "Günter, Günterchen" stammelte. Doch beide kamen schnell auf die Beine; glücklicherweise war auch hierbei keiner zu Schaden gekommen.

Kurz danach kamen andere Russen, und die Kommandantur wurde in verkleinertem Umfang weitergeführt. Sie brachten einige Pferde mit; fünfzehn Kühe mußten wir aus einem weiter weg liegenden Ort hertreiben. Dazu waren wir den ganzen Tag unterwegs und spät am Abend genau so kaputt wie die Kühe. Frische Milch gab es nicht mehr, denn die wurde zu Butter verarbeitet.

Meine Mutter war an Typhus erkrankt. Es ging ihr sehr schlecht; die Kopfhare gingen nach und nach aus. Nach dem Abzug der bekannten Soldaten war es kaum noch möglich, an Naturalien heranzukommen. Um meiner Mutter zu helfen, ging ich jeden Morgen auf Diebestour. Nach Tagesanbruch schlich ich in den Kuhstall und molk zwei bis drei Kühe, von jeder etwas, bis meine Kanne voll war. Danach ging ich wieder gebückt hinter Gebäuden und Büschen zu unserer Wohnung. Die Sache lief einigermaßen gut, doch nach ungefähr zwei Wochen hörte ich damit auf, weil mir die Sache zu mulmig wurde. Auch hatte ich dem neuen Kommandanten von der Krankheit erzählt und daß meine Mutter ohne Milch und Fett bald sterben würde. Er kam mit zum Haus und begutachtete durchs Fenster die Kranke. Danach konnte ich jeden Morgen eineinhalb bis zwei Liter Milch abholen. Er gab mir auch regelmäßig ein bißchen Butter. Klar, daß es nach dieser ergatterten Vergünstigung gleich wieder Neider gab. Plötzlich wollten auch andere schwerkranke Personen in ihrer Familie haben, was allerdings nicht stimmte. Wir waren froh, daß sich meine Mutter langsam wieder erholte und die Haare nachwachsen.

Auch dieser Kommandant, der nur vorübergehend da war, wurde durch einen anderen abgelöst. Der Neue war Jude und sprach fließend deutsch. Sein Gebiß bestand überwiegend aus Goldzähnen, an deren Sitz man sehen konnte, daß der Zahnarzt keine gute Arbeit geleistet hatte. Auch er war im Range eines Feldwebels. Wegen seiner schwarzen Uniform, die er ständig trug, wurde er von uns grundsätzlich der Schwarze genannt. Als Geliebte hatte er sich ein deutsches Mädchen mitgebracht; sie hieß Traute und war erst siebenzehn Jahre alt.

Seine erste Aufgabe war, möglichst viel Getreide zu dreschen. Dazu wurde in der Scheune eine Dreschmaschine aufgestellt; und als Antriebsmaschine holte man das schon erwähnte Lokomobil vom Porsch'schen Hof. Auch hier waren Heinz und der Schmied wieder die zuständigen Maschinisten. Das auf dem Feld lagernde Getreide wurde auf Leiterwagen geladen, zur Scheune gebracht und gleich auf die Dreschmaschine gereicht. Mit zwei Pferden war auch ich für ein Fuhrwerk zuständig. Ich reichte die Garben auf den Wagen, und eine Frau lud sie zu einem guten Fuder.

Tagelang ging alles gut, doch dann sollte seine Traute bei mir laden, die überhaupt keine Ahnung hatte. Aus Angst, die Hälfte zu verlieren, kamen wir nur mit halber Ladung zum Hof. Nachdem uns der Schwarze erblickt hatte, mußte ich anhalten und ein Donnerwetter über mich ergehen lassen. Er drohte mir mit der Faust und sagte, daß er mir beim nächsten Mal die Zähne einschlagen würde. Doch nach einer guten Nacht mit Traute war am nächsten Tag alles vergessen, obwohl ich annahm, bei ihm doch in Ungnade gefallen zu sein.

Als nächstes wurden die Kohlfelder abgeerntet. Auch diese Arbeit wurde von den Frauen erledigt; das Aufladen besorgten die Männer. Für den Transport zum Dorf war Richard mit Bulldog und Hängern zuständig. Danach wurde der Kohl umgeladen und mit Lastkraftwagen abtransportiert.

Doch auch diese Arbeit ging vorbei, und es begann die Kartoffelernte. Zunächst wurden alle Kühe verladen und abtransportiert. Zur Kartoffelernte hatte man auf dem Gut im Nachbarort Lengen deutsche Kriegsgefangene untergebracht. Diese Arbeit wurde nur im Handbetrieb gemeinsam mit den Frauen ausgeführt, wobei die Männer die Kartoffeln ausgruben und die Frauen sie aufsammelten. Gegen Abend wurden die vollen Säcke von uns mit Pferdefuhrwerken abgeholt und zum Hof gebracht.

Weil es jetzt keine Naturalien mehr gab, drückten sich immer wieder einige Frauen vor dieser Arbeit, so daß der Schwarze gezwungen war, persönlich die Wohnungen zu durchsuchen. Dadurch kam er auch an einem Tag in der Mittagszeit zu uns. Durch ihre Krankheit noch etwas schwach, hatte meine Mutter bei dieser Arbeit bisher nicht mitgeholfen. Sie sah den Schwarzen durchs Fenster vorbeigehen und versteckte sich ganz schnell unter dem Bett. Aber auch er hatte sie gesehen, kam ins Zimmer und fragte mich, wo sich die Frau versteckt hätte, die er eben gesehen habe, worauf ich auf meine Großmutter zeigte. Er sagte, ich solle nicht lügen, die er gesehen habe, wäre eine Jüngere gewesen, bückte sich und holte meine Mutter unter dem Bett hervor. Er sagte dann folgendes: "Danken Sie Gott, daß Sie die Mutter von Arno sind, sonst würden Sie nächste Nacht im Hühnerstall schlafen." Nachdem wir ihn über Mutters Krankheit aufgeklärt hatten, war er eigentlich ganz vernünftig. Sie mußte dann auch mit, durfte aber bei schlechtem Wetter zu Hause bleiben. Ins Lächerliche gezogen, hat er zu seinen Soldaten gesagt, er würde demnächst bei der Suche nach Frauen immer einen Besen mitnehmen, um sie damit unter den Betten hervorzuholen.

So ab Mitte Oktober war auch ständig ein Kapitän zur Stelle. Er hatte sich eine deutsche Frau mit Kindern mitgebracht und wohnte im Altenteil des Hofes, wo bislang die provisorische Meierei war. Im letzten Einsatz mußten jetzt die Dicken Bohnen auf den Feldern bei Kraphausen gepflückt werden. Die vollen Säcke mußten Heinz Böhnke und ich, jeder mit einem Ackerwagen und zwei Pferden, abends abholen und zum Hof der Kommandantur bringen.

Aus irgendeinem Grund war ich beim Schwarzen in Ungnade gefallen; deshalb drohte er mir, mich für die nächste Nacht im Hühnerstall einzusperren. Unser Posten, ein junger Soldat, hatte alles mitgehört, ließ mich schon vor dem Hof absteigen und gab mir zu verstehen, daß er die Pferde an diesem Abend versorge.

Heinz, Richard und ich bekamen unsere Order morgens immer im Pferdestall. Sitzend auf Strohhallen erwarteten wir den Schwarzen. Ich hatte an diesem Morgen ein ungutes Gefühl und war auf einiges gefaßt. Doch nichts geschah. Nachdem er uns freudestrahlend seine nächtlichen Erlebnisse mit Traute in allen Einzelheiten erzählt hatte, war alles wieder in Ordnung.

Nach der Bohnenernte zog auch er (Traute nahm er mit) mit seinen zwei bis drei Soldaten ab. Sie nahmen alle Pferde mit, insgesamt sechs Stück, einschließlich Butzemann und Lisa.

Richard mußte den Bulldog bei Preußisch-Eylau über die neue Grenze ins russisch besetzte Gebiet bringen. Heinz begleitete ihn. Keine erfreuliche Aufgabe, über befestigte Straßen mit eisernen Ackerrädern dahin zu tuckern. Als Dank durften sie den Weg zurück laufen und waren nach vier Tagen wieder zu Hause.

Der Kapitän blieb noch etwas länger. Doch als man die letzten Bohnen abgeholt hatte, zog auch er von dannen. Einige Familien, die wegen der Versorgung noch geblieben waren, zogen in ihre Dörfer zurück, die nun zu Polen gehörten.

Deutsche in Polnisch-Ostpreußen unter sich

Ab Anfang Dezember 1945 wohnten nur noch Deutsche in Sortlack und Umgebung. Sie standen wieder auf eigenen Füßen und mußten zusehen, wie sie am besten den kommenden Winter überlebten. Kartoffeln lagen im Keller und der Roggen unausgedroschen in der Scheune. Was am dringendsten gebraucht wurde, war Fett. Man sagt: "In der Not frißt der Teufel Fliegen." Auch wir mußten uns etwas überlegen. Irgendwann kam von den Älteren jemand auf die Idee, von den nicht abgeernteten Rapsfeldern die Schoten zu pflücken, um etwas Speiseöl zu gewinnen. Schon das Pflücken war eine mühsame Arbeit, aber es ging ja noch weiter. Die Schoten wurden getrocknet. Danach kam ein Teil in einen feinen Sack, auf den mit einem Waschholz geklopft wurde, um wie beim Dreschen die Körner von den Schoten zu trennen. Zum Zerkleinern wurden diese durch die Kaffeemühle gedreht.

Erst danach kam man zu der eigentlichen Ölgewinnung. Dazu mußte das Gemahlene portionsweise in einem Kochtopf bei ständigem Rühren erhitzt werden und kam dann in ein festes Stück Tuch, welches man in einen Eisenring von ungefähr zehn bis zwölf Zentimeter Durchmesser legte. Mit einem Rundholz, das in den Ring paßte, wurde dann mit Hilfe einer Winde das Öl vor einer mit Blech beschlagenen Bohle ausgepreßt. Eine kleine angefertigte Rinne leitete das Öl in eine Schale. Um das ganz allein zu vollziehen, hatte ich mir eine kleinere Vorrichtung gebaut, mit der ich das Öl mit einem großen Schraubstock auspreßte. Pur probiert, schmeckte das Zeug ja scheußlich, aber zum Backen und als Speisezutat war es gut zu gebrauchen.

Der Winter war über uns gekommen und hüllte alle Flächen mit einer dicken Schneedecke ein. Unsere Mehlvorräte gingen zur Neige; es mußte für Nachschub gesorgt werden. Auf der Tenne in Böhnkes

Scheune zeigte uns die Mutter von Heinz, wie man mit einem Dreschflegel umgeht. Im Zweier- und Dreiertakt schlugen wir die Körner aus den Ähren, räumten anschließend das Stroh beiseite und brachten die Körner mit der Spreu auf einen Haufen. Andere waren dabei, mit der Reinigungsmaschine (Fuchtel) die Spreu von den Körnern zu trennen. Erst danach war das Getreide zur weiteren Verarbeitung sauber.

Zum Mahlen hatten wir eine Schrotmaschine in einem kleineren Raum aufgestellt und ein größeres Schwungrad an der kleineren Riemenscheibe festgemacht. Über eine Stange, die an einem Ende in der Wand und am andern am Schwungrad durch Rundeisen beweglich montiert war, hatten vier bis sechs Leute Platz, die Maschine bei vierzig bis sechzig Umdrehungen pro Minute zu bedienen. Es war alles sehr mühsam, aber es ging ja ums Überleben. Brot und Kartoffeln waren nun einmal die Grundnahrungsmittel.

In dieser Zeit begannen wir in Sperlack über den Ställen den Bohlenbelag abzubauen, den wir mit Handwagen zu uns brachten und zu Brennholz verarbeiteten. Schwieriger war es, Streichhölzer zu beschaffen. Es kam schon mal vor, daß man zum Nachbarhaus mußte, um mit der Kohlschaufel etwas Glut zu holen.

Aus der Schulbibliothek entnahmen wir laufend Bücher, die wir nach dem Lesen wieder untereinander austauschten. Dadurch war auch ich beschäftigt und tat noch obendrein etwas für meine Fortbildung.

Es hatte sich herumgesprochen, daß von den Polen in Heilsberg ein Transportzug mit freiwilligen Aussiedlern nach Deutschland zusammengestellt würde. Aber wir wollten nicht mit, denn es war noch Winter. Frau Bogdahn entschloß sich, mit noch einer Familie auszureisen. Meine Mutter gab ihr einen Brief mit, den sie an Tante Herta geschrieben hatte. – Tante Herta war bereits im Herbst 1944 nach Sachsen evakuiert worden. Viel später erfuhren wir, daß dieser Transport, überwiegend in offenen Waggons, erst nach zwei Wochen Deutschland erreichte. Besonders die Kälte und die fehlende Verpflegung hatten den Menschen zu schaffen gemacht. Nach einer weiteren Woche waren sie endlich im Kreis Stendal, ihrer vorläufigen Bleibe, angekommen. – In Sortlack verblieben danach noch 35 Einwohner.

Der Vater von Heinz wurde krank, und innerhalb von drei Wochen verschlechterte sich sein Zustand dermaßen, daß er daran starb. Auf dem Sortlack Friedhof gruben wir ein Grab und beerdigten ihn in

einem Sarg, den ein Bekannter aus dem Nachbarort grob angefertigt hatte.

Eines Tages bekamen wir Besuch. Es war die Frau, mit der ich nach der Schießerei im Keller die Nacht in der Räucherammer verbracht hatte. Obwohl sie am Oberschenkel verwundet war, hat man sie auch vergewaltigt. Sie wurde schwanger und brachte einen Sohn zur Welt. Von ihr erfuhren wir, daß Schwester Lotte und Christel Muhl nach zwei Wochen ihren Verwundungen erlegen waren. Ferdinand Bogdahn hatte sich mit Hildegard und Waltraud auf den Weg nach Hause gemacht.

Unter den Polen

In den Städten begannen sich die Polen anzusiedeln und eröffneten die ersten Geschäfte. Polnische Bauern zogen ebenfalls über Land, um sich die besten Höfe vorab zu sichern. Auch hier galt das Motto: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Einige kamen sogar in unsere Wohnungen, schnüffelten überall herum und ließen auch hier und da etwas Brauchbares mitgehen. Selbst etwas von unserem sauer erarbeiteten Brotgetreide nahmen sie mit. Zwei der Plünderer jagten wir aus dem Dorf. Vor lauter Angst ließen sie die Beute nach und nach fallen und liefen, so schnell sie konnten. Immerhin waren wir sechs Leute, die hinterherliefen, gaben dann aber die Verfolgung auf.

Es war jetzt eine Zeit, in der wir Jugendlichen nicht ausgelastet waren. Deshalb kam es schon vor, daß wir auf krumme Gedanken kamen. Weil von uns Älteren fast jeder ein Gewehr irgendwo versteckt hatte, machten wir in den Scheunen und im Wald Schießübungen. Mit Sprengstoff sprengten wir am Ufer eines kleinen Baches meterhohe Stuken weg. Eine Detonation war so stark, daß in den Häusern der Staub aus sämtlichen Fugen kam. Erst die Standpauken unserer Mütter beendeten diese gefährliche Spielerei. Nachdem die ersten Polen schon in den Nachbardörfern waren, war sowieso alles vorbei.

Ab Mitte März siedelten sich auch bei uns im Dorf die ersten vier Familien an. Sie waren irgendwie miteinander verwandt und hießen alle Boczitzko. Gelebt hatten sie in der Nähe der litauischen Grenze und waren es gewohnt, auf leichten und sandigen Böden ihre Erträge zu erwirtschaften. Die Pferde, die sie mitbrachten, waren kleiner als unsere und für den schweren Boden etwas zu schwach.

Gleich links am Dorfanfang war mit vierzig Hektar der größte Hof, der dem ehemaligen deutschen Bauern Liedtke gehörte. Zur Zeit der

Russen war hier die Kommandantur gewesen. Hier ließ sich die Familie Teofil Boczitzko nieder. Ihre ganze Habe brachten sie auf einem Leiterwagen mit, der von zwei Pferden gezogen wurde. Obenauf saßen die Kinder, die Eltern gingen neben dem Wagen. Dahinter liefen, angebunden am Wagen, drei Kühe. Zuerst wollten sich zwei Familien den Besitz teilen: die andere wohnte schon im ehemaligen Altenteil. Doch nach einigen Wochen zogen sie in den Nachbarort auf einen Hof außerhalb des Dorfes. Richard und seine Mutter zogen mit.

Ich arbeitete ab sofort ständig auf dem Hof, meine Mutter half nach Bedarf aus. Weil auch Böhnkes Hof in Beschlag genommen wurde, zogen wir ins Altenteil. Heinz Böhnke heuerte auf einem Hof außerhalb des Dorfes an. Es war das Gehöft des deutschen Bürgermeisters; er hieß ebenfalls Porsch. Wir sahen uns fast täglich und waren echte Freunde geworden.

Mein neuer Arbeitgeber Teofil (von allen nur Tofak genannt) war 42 Jahre alt; seine Frau Maria war etwas jünger. Sie hatten drei Kinder, einen Sohn Heinuk, zwölf Jahre, ein Mädchen Jacki, acht Jahre, und die Jüngste, Stasia, sechs Jahre alt. Außerdem gab es noch den über achtzigjährigen Großvater. Schon in der ersten Zeit brachte er alles durcheinander, was im Laufe der Zeit immer schlimmer wurde. Mich nannte er Hermong. Sachen, die er angestellt hatte, schob er mir in die Schuhe. Da jeder wußte, wie er war, wurde schmunzelnd darüber hinweggegangen.

Auf dem Hof von Alfred Porsch hatte sich eine ältere Frau mit ihren drei Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter, die alle in den zwanziger Jahren waren, niedergelassen. Ein achtjähriger Enkel war auch noch da. Er hatte die Angewohnheit, mit einem messerähnlichen Gebilde allen möglichen Kindern, teilweise auch Erwachsenen, zu drohen, wobei er die Hand mit dem Messer hochhob und hin und her bewegte. Dabei gebrauchte er die Worte "Schneid, schneid!" Seitdem nannten wir ihn nur so. Seine Großmutter hatte es sich anfangs zur Aufgabe gemacht, leere Tonnen zu sammeln, und schon wurde sie von uns Deutschen nur noch Tonnenmutter genannt.

Arbeit bei einem polnischen Bauern

In der ersten Zeit wurde so viel Land wie möglich für Sommergetreide hergerichtet. Wir brachten das Saatgut mit der Drillmaschine in die Erde – eine Arbeit, die die Polen nicht kannten, denn sie hatten bisher nur mit der Hand gesät. Etwas Saatgut bekamen sie vom Staat

gestellt. Dann pflügte ich den gestreuten Mist unter, und es wurden Kartoffeln gepflanzt. In der nächsten Zeit wurde immer wieder Mist vom großen Haufen aufs Feld gefahren, gestreut und untergepflügt. Man wollte dadurch für die Einsaat des Wintergetreides vorarbeiten. Der große Misthaufen war durch die vielen Kühe und Pferde in der Russenzeit entstanden.

Die Pferde, mit denen ich fast täglich arbeitete, waren eine braune Stute und ein Fuchshengst und – wie schon erwähnt – für die Bearbeitung des Bodens etwas zu schwach. Trotzdem schaffte man mit ihnen einiges. In den Pausen und zur Nacht kamen sie in den Weidegarten, wobei sie nachts an den Vorderbeinen gefesselt wurden. Dazu benutzte man eiserne, abschließbare Fesseln. In erster Linie sollten sie das Stehlen der Pferde erschweren; das Fressen konnte trotzdem in kurzen Schritten eingenommen werden.

Die Stute war ein frommes Tier, der Hengst dagegen ein ganz falsches Biest. War man in seiner Nähe, nutzte er jede Unachtsamkeit aus, um zuzubeißen. Beim Abholen nach der Mittagspause wollte er mich eines Tages umbringen. Mit offenem Maul bäumte er sich vor mir auf und fuchtelte mit den Hufen in der Luft herum, um dann alles, was darunter war, zu zertreten. Nur mit einem Sprung zur Seite und durch den nahe gelegenen Weidezaun konnte ich dieser Attacke entgehen. Im Sommer kam noch eine temperamentvolle Warmblutstute dazu. Man sagte, daß diese Pferde aus amerikanischen Zuwendungen stammten. Im Fell waren die Buchstaben UNRA eingeschnitten.

Die Polen hatten Mühe, so viel Sommergetreide zu ernten, wie sie ausgesät hatten. Denn die Spatzen hatten sich dermaßen vermehrt, daß sie eine richtige Plage waren. Scharenweise hingen sie an den fast reifen Ähren und pickten diese noch vor der Ernte leer. Wie die Spatzen, so hatten sich auch die Mäuse vermehrt. Beim Pflügen kam man immer wieder in Nester mit Jungen, daß einem schlecht werden konnte. Selbst der Hund, der die Davonlaufenden schnappte und totbiß, ekelte sich nach einer gewissen Zeit davor und legte sich an die Seite. Nach dem Einbringen des Wintergetreides war an vielen Stellen das Saatgut vor dem Aufgehen weggefressen, so daß diese Flecken kahl blieben. Wir streuten viel Giftweizen in die vorhandenen Mauselöcher – eine mühsame, aber kaum lohnende Arbeit.

Durch diese ganze Entwicklung waren die Polen auch arm dran. Dementsprechend war auch die Verpflegung, die hauptsächlich aus Pellkartoffeln und dicker Milch bestand. Zum Frühstück gegen neun

Uhr gab es meistens eine Suppe, dazu trockenes Brot. Trotzdem wurde ich oft satt, was bei meiner Mutter, Großmutter und den Brüdern nicht immer der Fall war. Einige brauchbare Dinge mußten gegen etwas Eßbares eingetauscht werden.

Die Stute war krank geworden, und es ging ihr nicht gut. Anstatt den Tierarzt zu holen, trieb Tofak sie, seitlich am Wagen angebunden, nach Bartenstein und ließ sie dort untersuchen. Sie schaffte gerade noch den Heimweg. Kaum im Stall, legte sie sich hin und starb kurz danach. Man wollte Geld sparen; trotzdem war es unverantwortlich, das kranke Tier den Strapazen auszusetzen.

Im Winter wurde, wie auch früher bei uns, für Brennholz gesorgt. Dazu mußte ich mit in den Wald. Wir fällten Bäume, schnitten die Stämme auf Transportlänge und brachten sie zum Hof. Mit einem älteren Mann, der aus dem Memelgebiet stammte, waren wir dann wochenlang damit beschäftigt, Kloben zu schneiden und Holz zu hacken.

Womit sich mindestens einer in jeder polnischen Bauernfamilie auskannte, war das Brennen von Schnaps. Manchmal war es so, daß die Anlage wochenlang von einem Hof zum andern wanderte. Der Teig dazu war überwiegend aus Roggenmehl angerührt und in einem Bottich zum Gären gebracht. Gebrannt wurde nur bei Dunkelheit im Wald. Dazu mußte ich immer mit; wahrscheinlich hatte Tofak allein Angst. Einmal hatten wir bei dieser Sache unheimliches Glück. Durch Überdruck war aus dem Bottich, in dem sich die Masse befand, der Boden rausgedrückt worden, und die ganze kochende Brühe lief und spritzte in die entgegengesetzte Richtung. Anders herum hätten wir alles über die Beine bekommen. Der selbstgebrannte Schnaps war damals für die Polen der einzige Alkohol, den sie sich leisten konnten.

Nach und nach gab jede Familie ein Fest, wozu Bekannte und Verwandte eingeladen wurden. Ein Musiker sorgte für Unterhaltung, wobei auch getanzt wurde. Als unsere Boczitzkos dran waren, wurden meine Mutter und ich auch eingeladen. Die Frau hatte eine Art Kuchen gebacken, der eher wie Weißbrot aussah. An jedem Platz stand ein Teller, daneben ein Glas von ungefähr 0,15 bis 0,20 Liter, aus dem Schnaps getrunken wurde. Vergeblich warteten wir auf Kaffee. Später servierten sie noch Brot, Butter, Eier, Wurst und was jeder so zu bieten hatte. Da einige mit Pferd und Wagen anreisten, mußte ich die Pferde versorgen. Meistens endeten die Feste mit einem totalen Besäufnis der Männer.

Zu dieser Zeit waren wir im Dorf sechs Jungen und sechs Mädchen im Alter von vierzehn bis achtzehn Jahren. Auch wir nutzten die langen Abende und trafen uns regelmäßig zur Spinnstube. Wir machten zusammen Spiele, sangen Volkslieder und wagten die ersten Schritte beim Tanzen, wobei irgend jemand Melodien auf dem Kamm spielte. Zwei- bis dreimal in der Woche ging ich abends zu Böhnkes. Heinz, seine Mutter und ich spielten dann meistens Karten; Sechsendsechzig hieß das Spiel, und es ging um Streichhölzer.

Obwohl damals das ganze Drumherum traurig war, habe ich doch in meinem späteren Leben von diesen Zusammenkünften und Abenden immer wieder gern erzählt. Die ärmliche Situation, in der alle steckten, trug wohl dazu bei, daß jeder für jeden da war und wir immer wieder zusammenhielten. Unsere einzige Zerstreuung waren die Bücher aus der Schule. Für ein Radio, das wir nicht hatten, hätte auch der Strom gefehlt.

Tofak hatte beschlossen, seinen Hengst, der immer aggressiver wurde, kastrieren zu lassen. Dazu mußte ein Tierarzt aus Landsberg geholt und wieder weggebracht werden. Die Operation wurde auf dem Hof durchgeführt. Komplikationen gab es anfangs keine; doch nach zwei Tagen änderte sich die Situation. Die kalte Jahreszeit war für dieses Vorhaben wohl nicht der richtige Zeitpunkt. Oder es hat an der fehlenden Nachbehandlung gelegen. Die Wunde hatte sich dermaßen entzündet, daß auch dieses Pferd einging, worüber ich sehr traurig war. Denn trotz seiner fiesen Art hatten wir schon so manchen Tag zusammen gearbeitet.

Spatzen gab es immer noch in Hülle und Fülle. Mühelos konnte ich einen Teil in den Stall locken und einfangen. Beim besten Fang waren es 27 Stück, die ich gleich schlachtete. Das Rupfen und Ausnehmen besorgten meine Mutter und Großmutter. Anschließend wanderte ein Teil in den Suppentopf, der andere in die Bratpfanne. Alle schwärmten, daß nach langer Zeit endlich mal wieder ein gutes Essen auf dem Tisch gestanden hatte.

Im Februar 1947 bekam meine Mutter plötzlich einen Brief. Der Absender dieser erfreulichen Nachricht war mein Vater, der zu dieser Zeit in Berlin lebte. Er schrieb, daß er bereits im Juni 1944 im Mittelabschnitt in Gefangenschaft gekommen und in verschiedenen Lagern gewesen war. Durch viel Arbeit und schlechte Verpflegung war er krank geworden. Sein Gewicht war bis auf 45 Kilogramm heruntergegangen. Er erholte sich aber wieder und wurde im Oktober 1945 bereits entlassen. Erst an der Grenze erfuhr er, daß Ostpreußen

für uns verloren war, und ließ sich als Alternative nach Berlin entlassen. Er wußte, daß Tante Grete in Neukölln wohnte, aber die Adresse kannte er nicht. Erst über seinen Bruder Ernst, der im Ruhrgebiet wohnte, erfuhr er die genaue Anschrift und besuchte sie. Durch den Brief meiner Mutter an Tante Herta, den Frau Bogdahn mitgenommen hatte, war mittlerweile auch Tante Grete informiert, wo wir steckten und daß wir am Leben waren.

Erfreut über diese Neuigkeit, schrieb meine Mutter sofort zurück und teilte meinem Vater mit, daß wir wahrscheinlich noch im Laufe des Jahres ausgewiesen würden.

Aber vorerst ging der alte Trott weiter; es wurde immer schwieriger, an Verpflegung heranzukommen. Es kam soweit, daß meine beiden Brüder zu anderen Gehöften gingen und um Brot oder Kartoffeln bettelten. Immer wieder wurden wir von den Polen mit folgendem Spruch verhöhnt: "Deutschland, Deutschland über alles, zwei Kartoffeln, das ist alles."

Anstelle seines toten Hengstes bekam Tofak ein zweites Pferd, in dessen Fell wieder die Buchstaben UNRA eingeschnitten waren. Es war ein brauner Wallach und so groß wie die Stute. Tofak guckte sich die Zähne an und gab sein Alter mit fünf Jahren an. Es stellte sich bald heraus, daß dieses Pferd, seinem Benehmen nach, noch nie ein Geschirr am Körper gehabt hatte. Es war unheimlich schwierig, solch ein älteres, starkes Pferd daran zu gewöhnen bzw. einzufahren. Beim Pflügen mußte ich anhalten, weil Tofak bei ihm am Zaumzeug etwas ändern wollte. Kaum hatte er den Halfter abgenommen, sprang der Gaul hoch und war nicht mehr zu halten. Durch den Schreck zog auch die Stute nach, und beide galoppierten mitsamt dem Pflug in Richtung Hof; dort kamen sie zum Stehen. Es sollte auch hier nicht bei dem einen Mal bleiben. Tofak und ich hatten je noch einmal mit diesem Vergnügen zu tun. Weil ich mit unseren Pferden vor drei Jahren schon Erfahrungen gesammelt hatte, war ich stets wachsam und auch froh, daß ich dabei nicht zu Schaden kam.

Nahrungssorgen und Mundraub

In gewissen Abständen führen meine Wirtsleute nach Heilsberg zum Markt. Diese Gelegenheit nutzte ich, um mir einen Zweitschlüssel für den Kartoffelkeller passend zu feilen, damit ich meiner Mutter in der Versorgung mit Kartoffeln etwas unter die Arme greifen konnte. Zu diesem Mundraub wurden wir ja regelrecht gezwungen, denn obwohl meine Mutter bei Bedarf mitarbeitete, gab

es außer einem bißchen Milch oder hin und wieder einem Stückchen Butter fast nichts. Mein Freund Heinz hatte da überhaupt keine Schwierigkeiten. Er bekam anstandslos, was er zum Lebensunterhalt seiner Mutter und ihrer zwei Enkel brauchte.

Durch länger anhaltenden Regen sammelte sich im Keller Wasser, und die Kartoffeln mußten umgeräumt werden. Wir brachten sie in den ehemaligen Kuhstall. Zum Glück wurde auch diese Tür mit dem gleichen Schloß verriegelt, so daß ich weiterhin für Nachschub sorgen konnte. Ein Sprichwort aber sagt: "Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht." An einem Abend passierte es dann, daß beim Abschließen das Schloß kaputt ging. Ich hängte es wieder so ein, daß man auf den ersten Blick den Schaden nicht entdecken konnte und erst beim Aufschließen bemerkte, daß das Schloß defekt war.

Am übernächsten Tag beim Pflügen kam meine Mutter aufs Feld und erzählte mir, daß Tofak das kaputte Schloß entdeckt und daraufhin die Miliz verständigt hätte. Einer wäre schon dagewesen und hätte bei uns alles durchsucht, aber nichts gefunden. Beim weiteren Suchen auf dem Boden eines der Nachbarhäuser brach der Bodenbelag, und der Mann fiel herunter. Darauf wurde die Sache eingestellt. Die Menge der entwendeten Kartoffeln hatte Tofak mit fünf bis sechs Zentnern angegeben, doch in Wirklichkeit war es nur ein Korb voll. Seine Frau Maria hatte mich in Verdacht und sagte: "Wenn es Deutsche gewesen sind, wußte Arno auch davon."

Trotzdem bekam ich einen Korb mit Pflanzkartoffeln, die meine Mutter für sich auf einem Stückchen Land pflanzte, das ich ihr in der Nähe des Hofes fertig gemacht hatte. Für Tofak und seine Familie wurden zwischen zwei und drei Morgen angepflanzt, etwas weiter weg vom Hof. Vor dem Kartoffelfeld wurde ein Stück mit Tabak bepflanzt.

Mein Bruder Günter war es inzwischen leid geworden, immer nur mit halbgefülltem Magen vom Tisch zu gehen, und er verdingte sich auf einem Hof außerhalb der Ortschaft Reddenau. Der Pole hieß Kirklewski, auch seine Schwester lebte auf dem Hof. Günters Aufgabe war es, Schweine und Kühe zu hüten, wobei hauptsächlich die Schweine bei bevorstehenden Gewittern Schwierigkeiten machten und wegliefen. Es kostete ihn manche Mühe, in solch einem Fall die Viecher zusammen zu halten. Das Essen war besser als bei meinem Bauern, aber wegen Platzmangel im Haus mußte Günter im Pferdestall schlafen. Weil er allein Angst hatte, zog auch die etwa zwanzig-

jährige Schwester des Polen abends zu ihm in den Stall, wo sie dann zu zweit die Nächte verbrachten. Hin und wieder ging auch meine Mutter zu ihm und löste ihn bei der Arbeit für einige Stunden ab oder holte ihn an einem freien Tag ab, den er dann bei uns verbrachte. Der Weg nach dort ging durch einen Wald, den er auch einige Male allein gehen mußte. Um die Angst zu überspielen, piffte oder sang er vor sich hin.

Mein kleiner Bruder Horst durfte noch bei Muttern die Füße unter den Tisch stellen. Die Bäuerin Maria holte ihn des öfteren, um Gespräche zwischen ihr und den Deutschen beim Handeln oder Tauschen zu dolmetschen. Denn beide, Horst wie auch Günter, hatten im Umgang mit den Russen und Polen schnell einen Teil ihrer Sprache gelernt. Nur zum Schluß brachten sie alles durcheinander.

Landarbeit und Freizeit

Mittlerweile waren die Häuser der Handwerker und Arbeiter auch von den Polen bezogen worden, und die Deutschen mußten mehr zusammenrücken. Zu uns zog noch eine Frau mit zwei Töchtern. Sie bewohnten das Nebenzimmer; die Küche teilten sich beide Familien. Die gleichaltrige Tochter Herta, genannt Tulla, war schon seit dem letzten Winter meine erste Freundin. Auch sie arbeitete auf dem Hof und half Maria in Haus und Garten.

Tofak hatte sich ein drittes Pferd gekauft. Es war ein Fuchs und in der Größe seiner mitgebrachten Pferde aus Polen. Ihn benutzten sie hauptsächlich, um einspännig zum Markt zu kommen oder für andere leichte Arbeiten.

Für die Getreideernte hatte ich einen Selbstbinder so weit instandgesetzt, daß man mit drei Pferden gut damit arbeiten konnte. Aber bald ging das Bindegarn zur Neige, und es mußte mit der Flügelmaschine weitergemäht werden.

Zwei weitere Mädchen, Gitta und Elly, beide siebzehn Jahre alt, halfen auch bei der Ernte. Zwischendurch oder nach dem Abladen des letzten Fuders versuchte Tofak immer wieder, mit den Mädchen anzubändeln, blitzte aber grundsätzlich ab. Auch mit Schnaps, den er im Stroh versteckt hatte und ab und zu einschenkte, konnte er die beiden nicht zu einem Techtelmechtel überreden. – Mit seiner Maria, die solche Annäherungsversuche beobachtet hatte, bekam er daraufhin großen Ärger.

Ausgedroschen wurde das Getreide mit einer kleinen Dreschmaschine, die durch ein Göpelwerk mit Pferden angetrieben wurde.

Eine mühsame Arbeit, weil danach noch alles durch die Reinigungsmaschine laufen mußte, um auch hier die Körner von der Spreu zu trennen. Das ausgedroschene Stroh wurde in einem Fach der Scheune gelagert, das Getreide in Säcken auf den Hausboden getragen und ausgeschüttet, wobei ich die Möglichkeit hatte, wieder etwas abzuzweigen und meiner Mutter zu bringen.

Noch einmal muß ich auf die schon erwähnte Mäuseplage zurückkommen, die inzwischen in der Scheune Platz genommen hatte. Das ausgedroschene Stroh im Fach wurde durch die Vielzahl der Mäuse dermaßen bewegt, daß die obere Schicht einer Wasserfläche bei leichtem Wind ähnelte. Meine fast neue Überfallhose (oder Skihose), die ich vor einem plündernden Miliz-Angehörigen für knapp eine halbe Stunde verpackt im Stroh versteckt hatte, war durch die Mäuse ganz schön zerfressen worden. Daher konnte das Dreschen und Reinigen immer nur etappenweise vollzogen werden, denn das, was über die Mittagspause in der Tenne liegen blieb, wurde sofort aufgefressen.

Auf dem Hof, wo Heinz arbeitete, hatte der Pole in einem Raum neben dem Stall eine Sauna eingerichtet, zwar primitiv, aber man konnte schon auf unterschiedlichen Höhen schwitzen. Auch Heinz und ich wurden immer (meist samstags) dazu eingeladen. Dabei lernte ich schon damals den Vorteil eines Saunabesuchs kennen.

Wie schon im vorigen Sommer, nutzten wir auch in diesem Jahr wieder Freizeit und schönes Wetter dazu, um in der Alle zu baden. Dazu mußten wir nur einen Kilometer laufen. Dora, die Freundin von Heinz, und Tulla arbeiteten seit dem frühen Sommer in Lauterhagen. Das Dorf lag von unserer Badestelle entfernt, etwa drei Kilometer jenseits der Alle. Zum Wochenende kamen sie nach Hause. Um den Weg abzukürzen, wateten sie an einer flachen Stelle durch den Fluß. War das Wasser nach dem Regen angestiegen, trugen Heinz und ich die beiden einige Male sitzend auf den Schultern zur anderen Seite, denn der Weg über die Brücke war doppelt so weit.

Eines Tages hatten Heinz und ich uns in den Kopf gesetzt, auf Fischfang zu gehen. Da es geregnet hatte, meinte Heinz, daß es günstig wäre. Zusammen übernachteten wir bei uns auf dem Hof im Heu, um im Morgengrauen loszugehen. Als wir den Fluß erreichten, war es noch nicht richtig hell, und wir stiegen mit unserer Fangvorrichtung (die aus einem mit feinem Maschendraht bespannten Lattenrahmen von etwa ein Meter zwanzig mal zwei Meter fünfzig bestand) ins Wasser. Wie lange wir fischten, weiß ich nicht mehr.

Jedenfalls gehörten zu unserer Ausbeute ganze drei Fische. Kein Wunder, denn nach dem Raubbau der Russen hatte sich der Fischbestand noch nicht wieder erholt. Viele der russischen Soldaten haben sich nach dem Krieg ihrer überflüssigen Handgranaten entledigt, indem sie diese einfach in Flüssen und Teichen detonieren ließen. Auf jeden Fall haben wir unsere Beute reell aufgeteilt. Heinz bekam den größeren Fisch und ich die zwei kleineren Fische. Gefroren haben wir außerdem, daß uns die Zähne klapperten, denn es war ein kühler Sommermorgen.

Mittlerweile waren auch die Kartoffeln herangewachsen, so daß man schon die ersten roden konnte. Am anderen Ende von Tofaks Feld wurden auch hin und wieder welche ausgebuddelt, und zwar so schön unsauber, daß man annehmen konnte, es wären Wildschweine gewesen. Heinuk und ich legten uns bei Mondschein ein paar Mal auf die Lauer, um der Sache auf den Grund zu gehen. Versteckt im angrenzenden Tabakfeld und bewaffnet mit einem italienischen Karabiner harreten wir der Dinge, die da kommen sollten. Doch zum Glück kam nichts. – Aber davon später.

Die Polen und wir – einige Unterschiede

Zum Ende der Ära Ostpreußen möchte ich noch einige Gewohnheiten anführen, die bei den Polen anders waren als bei uns: Tofak besaß schon drei Bienenstöcke und hatte in der Betreuung auch etwas Erfahrung. Nach dem Ausschleudern der Waben machten sie flüssigen Honig in kleine Teller, tauchten grüne Gurken hinein und aßen diese; dazu gab es noch Brot. Meine Mutter und ich durften auch davon probieren, doch begeistern konnte man uns damit nicht.

Während bei uns die männlichen Ferkel bereits nach sechs Wochen geschnitten wurden, ließen die Polen ihre Eber erst dann kastrieren, wenn sie schon Läuferschweine waren. Die jetzt schon größeren Hoden wurden in Scheiben geschnitten, kamen in die Pfanne und wurden für Tofak gebraten. Auch ich bekam davon zum Probieren. Es schmeckte wie das schönste Filet.

Auch das Schlachten der Schweine wurde ganz anders gehandhabt als bei uns. Dazu wurden anfangs vier bis fünf Männer gebraucht, um das Schwein auf den Rücken zu legen, damit einer mit einem langen Messer unter dem linken Vorderfuß direkt ins Herz stechen konnte. Das Schwein verblutete innerlich. Damit das Blut nicht gerann, mußte das Maul geöffnet bleiben. Dazu legte man ein Stück Holz oder einen Stein zwischen das Gebiß. Danach wurde der tote Körper

in Stroh gepackt und angesteckt, um die Borsten abzubrennen. Mit kleinen Strohbüschen wurde so lange nachgefackelt, bis alle ab waren. Der Rest wurde mit Messern abrasiert und dann so lange nachgekratzt, bis alles sauber war. Nachdem das Schwein in der Küche auf dem Tisch lag, war die Arbeit der Männer beendet; sie widmeten sich der Schnapsflasche und zogen sich zurück. Alles weitere machte jetzt die Hausfrau. Zunächst schnitt sie den Bauch auf und schöpfte das Blut mit der Suppenkelle aus dem Brustkorb. Danach wurde das meiste Fleisch in Stücke geschnitten und eingepökelt. Etwas wurde auch in Gläsern eingekocht, und einige Würste hingen in der nächsten Zeit in der Küche zum Trocknen.

Zu jedem Haus gehörte auch ein kleines Häuschen mit einer kleinen, in Herzform ausgeschnittenen Öffnung in der Tür. Zu diesem Hof gehörten zwei. Während wir immer eines benutzten, entschlossen sich Tofak und seine Familie erst nach einem Jahr, das andere in Betrieb zu nehmen. Bis dahin verrichteten sie ihr großes Geschäft hinter den Stallungen und Scheunen, bei uns hauptsächlich unter dem überdachten Bienenstand des deutschen Vorgängers. Es waren eben Menschen, die einer anderen Kultur angehörten.

Die Ausweisung

Die Ernte ist vorbei, und wir befinden uns schon in der zweiten Septemberhälfte. Obwohl wir seit einiger Zeit wußten, daß wir ausgewiesen würden, waren wir doch überrascht, als es ohne Vorankündigung plötzlich hieß: "Morgen müßt ihr das Dorf verlassen!" Besonders schwer fiel es den verbliebenen Einheimischen, die bislang noch in ihren Häusern gewohnt hatten, meiner Mutter und Großmutter deshalb, weil es jetzt an der Zeit war, sich von Ostpreußen zu verabschieden. Auch ich mußte später oft an die Zeit in Sortlack denken, denn es waren immerhin zweieinhalb meiner ersten Jugendjahre, die ich dort in Freud und Leid erlebt hatte.

Also wurde mal wieder das Notwendigste zusammengepackt. Mehr als Handgepäck war sowieso nicht erlaubt, und mit Pferdefuhrwerken brachten uns die Polen nach Heilsberg zum Bahnhof. Besonders enttäuscht war ich von Tofak, der es nicht für nötig gehalten hatte, auch ein Fuhrwerk zu stellen, obwohl ich eineinhalb Jahre nur für das bißchen Verpflegung bei ihm gearbeitet hatte. Auf den Wagen des Bauern, bei dem Heinz gearbeitet hatte, durften wir unser Gepäck legen. Auch meine gehbehinderte Großmutter und Horst konnten aufsitzen und mitfahren. Wir anderen legten den größten Teil des Weges

zu Fuß zurück. In der Nähe des Bahnhofs brachte man uns in eine Halle, in der wir teils auf Stroh, teils auf dem nackten Fußboden unser Nachtlager einrichten konnten.

Vor der Halle spielten sich an diesem Abend noch scheußliche Szenen ab. Einige junge Frauen sollten nicht ausreisen, weil sie polnische Namen trugen und ihre Herkunft nicht beweisen konnten. Eine davon warfen mehrere Männer wie ein Stück Vieh auf den Lastkraftwagen. Doch kaum oben, sprang sie an der anderen Seite wieder herunter. Dieses Spiel wiederholte sich zweimal, doch wie es ausging, konnte ich nicht mehr verfolgen. Später hörte man, daß sie doch rausgekommen war.

Am nächsten Tag begann man damit, uns zu verladen. Dreißig bis zweiunddreißig Leute mußten in einen Viehwaggon. Wir hatten noch Glück, denn in unserem Wagen waren überwiegend Sortlacker, die wir bereits lange kannten. Nach zwei Tagen war es dann soweit, daß sich der Zug in Richtung Westen in Bewegung setzte.

Doch auf dieser Fahrt ging es nur abschnittsweise voran. Immer wieder wurden wir auf Nebengleise geschoben und warteten, bis es weiterging. Die Fahrt führte über Allenstein, Thorn, Posen und in der Nähe von Cottbus über die Grenze nach Ostdeutschland. Endstation dieser Reise sollte Görlitz sein.

Kaum waren wir über der Grenze, kam eine Tante von Heinz zu uns und sagte, daß sie die Wildschweine waren, die auf Tofaks Feld die Kartoffeln ausgerodet hatten. – Darauf antwortete meine Mutter: "Na gut, dann können wir ja auch erzählen, daß wir die Kartoffeln aus Tofaks Keller und Stall geholt haben." Damit waren nun alle Unklarheiten beseitigt.

Meine Brüder und ich können uns nicht daran erinnern, ob wir an den Haltestellen in Polen jemals Verpflegung erhalten haben. Während der Fahrt, die bis zur Grenze vier Tage dauerte, hatten wir wunderbare Herbsttage. Kam der Zug zum Stehen, wurden sofort die Türen geöffnet, um frische Luft und Sonne in den Waggon hineinzulassen. Wer seine Notdurft verrichten mußte, stieg aus und versteckte sich hinter Büschen oder Bäumen. Waren keine vorhanden, stellte oder setzte man sich einfach neben den Zug bzw. zwischen die Nebengleise.

III. Zwischenstop in Sachsen und Thüringen

Aufenthalt in Görlitz

Auf der Fahrt von der Grenze bis nach Görlitz saßen wir Jungen in den geöffneten Türen und winkten zum Gruß den Leuten auf den Feldern zu. Doch dieser Gruß wurde nur selten erwidert. Zum ersten Mal sah ich Kühe als Zugtiere vor Ackergeräten.

Auf dem Bahnhof von Görlitz wurden wir vom Roten Kreuz als erstes mit einer warmen Suppe versorgt. Danach wurden wir ausgeladen und auf verschiedene Stellen in der Stadt verteilt. Unser Auffanglager war der Saal eines Hotels, der ringsum an den Wänden mit Stroh als Nachtlager ausgelegt war. Es war die erste Stelle, an der wir dreimal am Tag was zum Essen und Trinken bekamen. Die nächsten Tage vergingen mit Registrieren und Behördengängen.

Außerdem mußten alle entlaust werden. Obwohl wir nicht von Läusen befallen waren, war es Pflicht, bei dieser Prozedur mitzumachen. Dazu mußte man sich vollständig entkleiden; die Kleider wurden über einen Bügel gehängt und kamen in den Heißluftofen. Selber wurde man, überall wo Haare waren, mit einem weißen Pulver bestäubt. Die Räumlichkeiten, in denen diese Prozedur stattfand, glichen einer großen Wäscherei.

Die ersten Ausflüge zeigten, daß Görlitz eine schöne Stadt war, die vom Krieg fast verschont geblieben war. Es war jedoch eine durch die Neiße geteilte Stadt. Der östliche Teil, etwa 25 Prozent, gehörte jetzt zu Polen.

Es kamen dauernd irgendwelche Funktionäre, die hauptsächlich die ab achtzehnjährigen jungen Männer für das Erzbergwerk Aue verpflichten wollten. Sie versprachen allerlei Vergünstigungen, die man dort, vor allen Dingen in Verpflegung und Kleidung, habe, doch nur wenige kamen dem so schmackhaft gemachten Angebot nach.

Eines Tages war es dann soweit, daß wir in Wohnungen kamen. Wir zogen in der Biesnitzerstraße im ersten Stock ein. Im Parterre war ein Lebensmittelladen. Nach dem Erhalt von Lebensmittelkarten waren wir wieder ganz auf uns gestellt. Meine Mutter und ich fuhren mit der Straßenbahn bis zur Endstation und gingen in die Dörfer, um etwas Eßbares zu ergattern, doch die Ausbeute war mehr als gering.

Am nächsten Tag gingen wir mit geliehenen Hacken zum Kartoffeln stoppeln. Das war eine ganz interessante Sache, die aber auch nichts einbrachte. Während der zuständige Bauer sein abgeerntetes Kartoffelfeld noch kreuz und quer durcheggte, um noch versteckte

Kartoffeln an die Oberfläche zu holen, standen bereits die Leute, überwiegend Städter, am Rand des Feldes und warteten. Es sah so aus, als ob Zuschauer um ein Fußballfeld stehen. Erst wenn der Bauer mit seinen Leuten abzog, war das Feld zum Stoppeln freigegeben. Dann stürmten alle aufs Feld und kratzten und wühlten mit ihren Hacken noch mal den ganzen Acker um, um ab und zu noch eine Kartoffel zu finden. Meiner Mutter und mir blieb etwa eine Fläche von drei mal drei Metern, doch die Ausbeute war dermaßen gering, daß wir an solchen Aktionen nicht mehr teilnahmen.

Die Gegend, in der wir jetzt lebten, gehörte zur Oberlausitz und war fast eben. Doch mitten in dieser Ebene erhob sich ein Berg; man nannte ihn Landeskrone. Bei klarem Wetter war er schon von weitem zu sehen. In einigen Ausflugslokalen, die es hier gab, wurde man sogar mit Kaffee und Kuchen bedient, Kaffee allerdings nur Marke Blümchen, und für den Kuchen mußte man Abschnitte von der Lebensmittelkarte opfern.

Vom Arbeitsamt bekam ich eine Zuweisung und sollte mich in der Waggonfabrik vorstellen. Das Vorstellungsgespräch führte ein russischer Offizier. Weil ich mich verspätet hatte, wurde ich nicht eingestellt. – Danach fingen Heinz und ich in einer Kartoffel-Großhandlung an. Diese Arbeit war auch nur saisonbedingt und für mich mit meinen sechzehn Jahren zu schwer. Doch unsere Vorräte an Kartoffeln habe ich etwas aufgestockt.

Mein nächster Arbeitgeber hieß Petzold. Er hatte sich damit selbständig gemacht, daß er für alle möglichen Leute Besorgungen erledigte. Wir waren sechs Arbeiter und hatten laufend zu tun. Unsere Transporte machten wir nur mit zweirädrigen Handkarren oder größeren Handwagen. Rudi, einer der sechs Sortlacker Jungen, war auch mit dabei. Heinz lachte sich immer kaputt, wenn die Reklame unserer Firma im Kino erschien. Auf dem Bild war ein Mann mit einem Handkarren zu sehen, der folgende Aufschrift trug: "Be-Eildienst Petzold, Anruf genügt". Es hieß "Besorgungs- und Eildienst".

Weil das, was man auf Lebensmittelkarten bekam, kaum reichte, waren wir gezwungen, uns zusätzlich etwas zu besorgen. Nachdem wir bereits am Tage einige Gemüsegelder ausgekundschaftet hatten, wurden diese in der Dunkelheit wieder aufgesucht. Jedoch waren die meisten Felder bewacht, manchmal war sogar ein Hund dabei. Trotzdem hatte sich ein kleiner Vorrat an Möhren, Kohlrabis und Zwiebeln angesammelt. Ein ungutes Gefühl hatten wir immer in der

Straßenbahn, mit der wir meistens vom Stadtrand bis zur Wohnung fahren.

Bei solch einer Tour wäre es unserem Günter bald schlecht ergangen. Als er mit vollem Rucksack den Rückzug antreten wollte, wurde er doch noch durch das scharfe Auge des Bauern entdeckt. Der Bauer rief: "Stehen bleiben!" Doch Günter lief davon, was ihn veranlaßte, die Verfolgung aufzunehmen. Durch die Last des Rucksacks verringerte sich der Abstand schnell. Doch Günter hatte Glück, denn im letzten Moment verlor er den Inhalt, weil der Rucksack platzte. Durch diese Erleichterung wurde er wieder schneller und entkam dem Bauern. Nur die Beute, die aus Möhren und Kohlrabis bestand, war weg.

Doch bereits am nächsten Tag sorgten wir für Nachschub. Günter und ich schliefen zusammen in einem Bett. Damit man keine Geräusche im Nebenzimmer hörte, aßen wir unsere extra organisierten und schon gesäuberten Möhren vor dem Einschlafen unter dem Oberbett.

Als mein Vater von unserer bevorstehenden Ausweisung erfahren hatte, setzte er sich mit einem alten Freund in Verbindung, der in Westdeutschland auf dem Land lebte. Es war Karl Scheffler, der mit seiner Familie in Hevensen im Kreis Northeim wohnte. Die Adresse hatte Vater von Tante Grete erhalten. Schefflers hatten nach dem Krieg diesen Ort angesteuert, weil hier die Frau ihres Sohnes Erich beheimatet war. Mein Vater schrieb ihm, daß in Berlin die Versorgung sehr schlecht wäre und ob er ihm nicht eine Stelle besorgen könne. Die Antwort kam prompt mit folgendem Wortlaut: "Komm nach hier, und du brauchst nicht mehr zu hungern!"

Mein Vater kam und arbeitete anfangs auf einem Hof in Thüdinghausen, der nur von Frauen bewirtschaftet wurde. Weil er hier auch noch mit Kühen arbeiten mußte, wechselte er bereits nach vier Wochen die Stelle und zog nach Luttershausen, wo er auf einem größeren Hof anfang und wieder mit Pferden arbeiten durfte.

Mit Brot und anderen Lebensmitteln im Gepäck machte sich mein Vater auf den Weg und besuchte uns im November in Görlitz. Die Freude war nach fast vierjähriger Trennung unbeschreiblich. Auch Tante Herta besuchte uns zu dieser Zeit. Wo wir damals alle schliefen, kann ich heute nicht mehr sagen, denn unsere Wohnung bestand nur aus zwei kleinen Zimmern und einer winzigen Kochecke. Meine Mutter freute sich, daß sie ab sofort alle Sorgen, wenn auch vorerst nur schriftlich, ihrem Ehepartner mitteilen konnte.

In Richtung Westen nach Zeitz

Wir wollten auch in den Westen, doch dazu mußte erst eine Zugsgenehmigung beantragt werden. Mein Vater wollte sich darum kümmern. Meine Eltern gingen zum Wohnungsamt und versuchten, eine Wohnung in Nähe der westdeutschen Grenze zu bekommen. Im Tauschverfahren wurde ihnen eine Wohnung in Zeitz (Thüringen) zugeteilt.

Durch diesen Umzug kamen wir zwar der westdeutschen Grenze um über zweihundert Kilometer näher, aber es hieß auch, von allen lieb gewonnenen Freunden der letzten Jahre Abschied zu nehmen, was nicht ganz einfach war. Auch meiner Mutter fiel es nicht leicht. Noch im Urlaub meines Vaters zogen wir um und bekamen in der Thalmannstraße im Hause der Fleischerei Büttner eine Wohnung. Die Wohnung bestand nur aus einem kleinen Zimmer und einer noch kleineren Küche. Es wurde eine Zeit, in der wir die Sorgen und Nöte der Städter kennen lernen sollten.

Günter und ich versuchten, einige trockene Äste in einem am Stadtrand gelegenen Park zu finden. Doch wir suchten vergebens; er war wie leergefegt. Wir sahen einige angehackte Stämme liegen und beschlossen, am nächsten Tag auch einiges davon abzuhacken. Die Axt borgte uns Herr Büttner. Gern gab er sie nicht her und sagte: "Seid ja vorsichtig und laßt euch nicht erwischen, sonst ist die Axt weg!"

Mit diesem für uns so wertvollen Werkzeug im Rucksack zogen wir am nächsten Tag gleich wieder los. Die Stämme lagen noch da, und ich begann sofort, schöne große Späne loszuhacken. Günter packte sie gleich in den Rucksack. Wir waren fast fertig und freuten uns, daß alles so schnell vonstatten ging. Doch dann kam das dicke Ende.

Zwischen dem Unterholz sahen wir zwei Männer auf uns zukommen; einer war grün gekleidet und trug einen grünen Hut. Es war der Förster, mit einem Waldarbeiter. Schon von weitem schrie er: "Was macht ihr denn da?" Bevor sie bei uns waren, versteckte ich die Axt noch schnell unter einem Busch. Da ich der Ältere war, galt das folgende Donnerwetter hauptsächlich mir. Er ließ mich gar nicht zu Wort kommen. Verlegen und ängstlich wollte ich etwas erklären, doch über meine Lippen kamen nur die Worte: "Nun hören Sie mal, nun hören Sie mal." Weiter kam ich nicht. Dann fragte er nach der Axt, und als ich ihm daraufhin erklärte, daß wir keine besaßen, wurde er ganz wild. Er schrie: "Verdammt Bengel, willst du mir etwa

erzählen, daß ihr alles mit den Zähnen abgefressen habt!" Der Waldarbeiter, der inzwischen gesucht hatte, fand die Axt, und ab diesem Moment waren wir sie los. Er sagte nur noch, daß sie bis Mai beschlagnahmt wäre. Dann zogen sie wieder ab.

Auch wir machten uns auf den Heimweg. Zu Hause angekommen, beichtete ich Herrn Büttner, was vorgefallen war. Er sagte nur: "Junge, ich habe dich gewarnt." – Ich versprach ihm, für Ersatz zu sorgen, wußte nur noch nicht wie. – Wenn wir später darüber sprachen, mußten wir immer wieder lachen. Günter amüsierte sich hauptsächlich über meine stotternden Worte: "Nun hören Sie mal, nun hören Sie mal!"

Auf Bezugschein gab es etwas Anmachholz und einige Briketts. Kohlen gab es nur als Schlacke, die obendrein noch naß war und erst getrocknet werden mußte.

Alles andere, was man über Lebensmittelkarten beziehen konnte, reichte hinten und vorne nicht. Es war zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Ein- bis zweimal bekamen wir von Büttners etwas Fleischbrühe. Zu Weihnachten kam ein Paket von meinem Vater. Trotzdem sollten es für uns die erbärmlichsten Feiertage werden, die wir je erlebt hatten.

Das Arbeitsamt hatte mir eine Stelle als Laufbursche in einer Autoreparatur-Werkstatt und Lackiererei zugewiesen. Ich wurde auch eingestellt, und der Lohn betrug fünfzig Pfennig pro Stunde. Schon am zweiten Tag sollte ich in der Lackiererei aushelfen. Der Lackierer hieß Walter Georgi. Als er mich sah, schimpfte er los, was er denn mit so einem schwächtigen Bengel anfangen solle, und überhaupt würde man ihm andauernd andere Leute unterjubeln. Nachdem der Meister gegangen war, wurde Georgi jedoch ganz sanft und sagte, daß ich bleiben könne.

Meine Hauptaufgabe war, Autos unter den Kotflügeln mit der Drahtbürste zu entrostern oder ausgespachtelte Stellen an der Karosserie mit Wasserschleifpapier zu bearbeiten. In der ersten Zeit mußte ich noch dafür sorgen, daß zur Mittagspause der Aufenthaltsraum geheizt und in einem größeren, flachen Behälter heißes Wasser zum Aufwärmen der Henkelmänner vorhanden war. Die meisten Schlosser und Lehrlinge kamen vom Land. Ich bekam jedesmal Stielaugen, wenn ich sah, was die zu Mittag verzehrten.

Nachdem ich nur noch in der Lackiererei arbeitete, gestattete es Georgi nicht mehr, daß man mich mit solchen Arbeiten behelligte. Auch sonst war ich, wie er sagte, seine rechte Hand geworden und

fühlte mich bei ihm ganz wohl. Unsere Mahlzeiten nahmen wir zusammen in einem Nebenraum ein. Seine Frau und meine Mutter kamen zur Mittagszeit und brachten uns warmes Essen. Meistens gab es irgendeine magere Suppe, nach der man schnell wieder Hunger bekam, weil die Flüssigkeit über die Blase ausgeschieden wurde und im Magen sich nur wenig festsetzte.

Das Brot, das wir auf Karten bekamen, war ebenfalls knapp bemessen. Wir beschlossen, daß jeder für sich ein kleines Brot bekam und selbst einteilen konnte, bis wann es aufgegessen war. Es wog 250 Gramm und sollte für zwei Tage reichen. Oft wurde schon am ersten Tag das Soll überschritten, wodurch sich natürlich die Ration für den zweiten Tag verringerte.

Über einen Arbeitskollegen hatte ich Verbindung zu einer Bäuerin aufgenommen. Ich fuhr nach Feierabend mit und stellte mich vor. Wir wurden uns einig, und ich konnte schon zum 15. Februar 1948 bei ihr anfangen.

Als Walter Georgi davon erfuhr, erklärte er mich für verrückt. Er sagte, daß es Schwachsinn wäre, nur des Essens wegen in die Landwirtschaft zu gehen; irgendwann würden die Zeiten auch wieder besser. Er riet mir, erst bei ihm zu bleiben und anschließend noch eineinhalb Jahre beim Obermeister zu lernen und dann die Gesellenprüfung abzulegen. – Diesen Vorschlag akzeptierte ich, sagte der Bäuerin ab und hungerte weiter.

An einem Wochenende fuhr ich nach Penig und besuchte Tante Herta mit ihren Kindern. Es war ganz schön. Man konnte sich wenigstens an Kartoffeln sattessen, weil mein Cousin Gerhard eine gute Stelle beim Bauern erwischte hatte. Von Tante Herta bekam ich eine Axt; den Stiel machte ein Stellmacher rein, der seine Werkstatt neben unserer hatte. Erleichtert übergab ich sie an Herrn Büttner, der sich ebenfalls freute.

Durch das Zusammenleben auf engstem Raum hatte meine Großmutter im Laufe der Zeit so viel in sich hineingefressen, daß sie immer aggressiver wurde. Mit meiner Mutter fing sie immer wieder Streit an. Mir warf sie dauernd vor, daß ich es wäre, der Tante Hedwig verraten hätte. Dabei wußte doch jeder, auch sie, wie es wirklich war. Es war gut, daß wir diesen Zustand nicht lange ertragen mußten. Denn Onkel Heinz holte sie Anfang März ab und brachte sie bei Hamburg in ein Übergangslager. Auf dem Land, im Kreis Stade, bekam sie anschließend eine Wohnung, in der sie bis zu ihrem Tode Ende April 1954 lebte.

Im Park wurden Bäume gefällt, auch das ganze Unterholz wurde gelichtet. Durch diese Aktion sind wir an etwas Brennholz gekommen. Der Weg vom Park zur Stadt führte an einer Bahnlinie vorbei, die ziemlich bergauf ging. Güterzüge, mit Kohlen und Briketts beladen, kamen hier nur im Schrittempo voran, teilweise mußten sie auch halten. Dieses willkommene Angebot nutzte ich dazu, um auf die Puffer zu steigen und Briketts, so viele ich konnte, vom Waggon zu nehmen und die Böschung hinunterzuwerfen. Anschließend sammelten wir alle auf und schleppten die vollen Rucksäcke nach Hause. Meine Mutter hatte bei solchen Einsätzen immer große Angst, daß mir dabei etwas zustoßen könnte oder daß wir erwischt würden.

Zeitz war für meine Begriffe keine schöne Stadt. Auf einer höheren Ebene befand sich der eigentliche Stadtkern; im unteren Teil, rechts und links neben der Elster, war die Industrie bzw. der Stadtrand angesiedelt. Alle schweren Transporte wurden mit der Drahtseilbahn in den oberen Teil der Stadt befördert. Das Gefährt bestand aus zwei größeren Plattformen, die wie Eisenbahnwaggons mit einer Drahtseilwinde auf zwei nebeneinander liegenden Gleisen hochgezogen bzw. heruntergelassen wurden. Ging eine Plattform hoch, kam die andere herunter. Für die Bevölkerung und hauptsächlich für die Pferdefuhrwerke war diese Einrichtung eine enorme Erleichterung. Für zehn Pfennig konnte man auch solo mitfahren.

In der Wohnung über uns wohnte Frau Petersen; sie war gleichzeitig die Haus-Obmännin. Die Verteilung der Lebensmittelkarten lag auch in ihren Händen. Sie bekleidete noch einige Ehrenämter und war ziemlich einflußreich. Uns gegenüber war sie sehr zuvorkommend und unterstützte uns, so gut sie konnte. Weil wir uns noch nicht so gut auskannten, gab sie uns auch so manchen brauchbaren Tip.

Sie hatte in Erfahrung gebracht, daß die Konfirmanden zur Konfirmation Stoff für Garderobe und Schuhe bekamen. Darauf meldete ich mich zum Unterricht an, den ich regelmäßig besuchen mußte, weil ich, so der Pfarrer, einiges nachzuholen hatte. Mit dem Bezugsschein in der Tasche ging Frau Petersen mit mir zu einem Schneider, der mir einen Anzug anfertigen sollte. Doch er ließ uns abblitzen und sagte, daß er es zeitlich nicht schaffen könne. Der nächste Weg war zum Obermeister, der bei anderen Schneidereien erst gar nicht nachfragte und den Auftrag selber übernahm. So kam ich zu einem maßgeschneiderten Anzug und zu neuen Schuhen.

Die Mutter und die Geschwister fahren weiter

Nach dem 20. März machte sich meine Mutter mit den beiden kleineren Jungs auf den Weg in Richtung Westen. Die Grenze konnten sie sicher überqueren und kamen in Lutterhausen bei meinem Vater an. Doch ohne Zuzugsgenehmigung gab es keine Wohnung, und die konnte man nur nach dem Besuch eines Durchgangslagers bekommen. Sie stellten einen Teil ihres Gepäcks bei meinem Vater ab und fuhren nach Uelzen ins Flüchtlingslager Bohldamm.

Mit der Zuzugsgenehmigung in der Hand kamen sie nach zwei Wochen wieder. Doch eine Wohnung bekamen sie immer noch nicht. Der damalige Bürgermeister erklärte meiner Mutter, daß im Dorf keine Wohnungen mehr vorhanden seien; er könne ihr nur einen Platz unter dem Maschinenschuppen anbieten.

Enttäuscht über dieses freche Angebot fuhr meine Mutter nach Northeim zum Wohnungsamt und trug ihr Anliegen vor, worauf ein Angestellter mitfuhr und ein Zimmer im ersten Stock eines Bauernhauses beschlagnahmte. Eine kleine Küche im Erdgeschoß mußte sie sich mit einer anderen ostpreußischen Familie teilen. — Es war der Beginn eines neuen Lebens in einem ganz anderen Teil Deutschlands.

Auch für den kleinen Bruder begann jetzt der Ernst des Lebens. Er wurde eingeschult. Günter ging auch weiter zur Schule und mußte nach Ostern am Unterricht der Vorkonfirmanden teilnehmen.

Als Konfirmand allein in Zeitz

Weil ich den angefangenen Unterricht unbedingt mit der Konfirmation abschließen wollte, war ich allein in Zeitz zurückgeblieben. Frau Petersen kümmerte sich in der folgenden Zeit ein bißchen um mich. Da meine Großmutter sowie meine Mutter und die Brüder nicht abgemeldet waren, gab sie mir für April und Mai noch alle Lebensmittelkarten. Davon gab ich ihr eine ab. Walter Georgi wußte auch davon; auch er kam dabei nicht zu kurz.

Der Termin für die Konfirmation war auf den 2. Mai festgelegt. Den Unterricht schwänzte ich nie, denn ich wollte den jüngeren Mitkonfirmanden im Wissen nicht nachstehen. Außer Anzug und Schuhen hatte mir Frau Petersen noch Unterwäsche, ein Oberhemd und eine Krawatte besorgt. Der Pfarrer stammte auch aus Ostpreußen. Damit ich an diesem Ehrentag nicht ganz allein war, hatte ich meinen Freund Heinz eingeladen. Er hatte zugesagt und kam am

Samstag. Am Sonntag war es dann soweit. Mit dem Spruch "Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben" wurde ich in der Kirche Sankt Michael zu Zeitz vor versammelter Gemeinde konfirmiert.

Frau Petersen hat uns zum Mittagessen eingeladen; die Zutaten dafür hatte sie von meinen Lebensmittelkarten besorgt. Außerdem hatte sie noch einen Kuchen gebacken, damit ich meinem Gast etwas bieten konnte. Den Nachmittag verbrachten wir allein. Zum Kuchen tranken wir Bier, das ich aus einer Gaststätte besorgt hatte. Danach bummelten wir bei herrlichem Frühlingswetter durch die Stadt und gingen nach dem Abendessen ins Kino.

Am Montag, dem 3. Mai, habe ich das Abendmahl empfangen. Damit war diese Mission, die eigentlich schon vor drei Jahren hätte stattfinden sollen, beendet. Am Nachmittag fuhr Heinz wieder nach Görlitz, und ich ging ab Dienstag wieder zur Arbeit.

Mittlerweile durfte ich schon allein die Farbe im Motorraum und in den Radkästen mit der Spritzpistole verteilen. Trotzdem konnte ich mich für diesen Beruf nicht begeistern. Fehlende Absaugvorrichtungen sorgten dafür, daß man ständig in schlechter Luft arbeitete. Außerdem gefielen mir die ganzen Vorarbeiten nicht, wie zum Beispiel das Entrosten und die ewige Schleiferei. Dauernd war man mit den Händen im Wasser; zuletzt sahen sie aus wie bei einer Waschfrau, weiß und zart.

Allmählich bekam ich Sehnsucht nach meiner Familie, was meine Mutter veranlaßte, nach Zeitz zu kommen, um mich abzuholen. Von der Försterei holten wir die beschlagnahmte Axt und tauschten sie gegen unsere bei Herrn Büttner ein. So hatte alles wieder seine Ordnung.

IV. Ankunft in Niedersachsen

Schwarz über die Grenze

Nachdem alles verpackt war, hatte jeder einen Rucksack und ein Handgepäck. Gemeinsam trugen wir noch eine vollgepackte Wanne, an der wir schwer zu tragen hatten. Am nächsten Tag gingen wir zum Bahnhof, um uns von Zeitz in Richtung Westen zu verabschieden. Bis zur Grenze mußten wir zweimal umsteigen, was bei den vollbesetzten Zügen ganz schön schwierig war. Auf der östlichen Seite endete der Zug in Ellrich, der Bahnhof im Westen befand sich in Walkenried. Dazwischen lag die Grenze, die wir schwarz passieren wollten.

Die nähere Strecke über Feldwege brachen wir ab, weil sie in gewissen Abständen bewacht war, und gingen die Straße nach Sorge, um auf diesem Umweg nach Walkenried zu kommen. Am Schlagbaum fragte man uns, wo wir hinwollten und ob uns die Russen gesehen hätten. – Meine Mutter sagte, sie wolle zu ihrem Mann, und Russen hätten wir keine gesehen. – Darauf sagte der Wortführer: "Na, dann saust durch!" – Wir waren froh über diese formlose Erlaubnis und marschierten los.

Doch es sollte noch eine schwere und lange Nacht werden. Durch das Gewicht der Wanne und meine weichen Hände mußte ich in immer kürzeren Abständen absetzen und pausieren. Während des ganzen Weges hatte ich so geschwitzt, als hätte man mich aus dem Wasser gezogen. Gegen vier Uhr morgens erreichten wir total fertig, aber glücklich den Walkenrieder Bahnhof.

Um sechs Uhr ging der Zug nach Northeim; doch Anschluß nach Moringen hatten wir erst am Nachmittag. Hier holte uns mein Bruder gegen dreizehn Uhr dreißig mit dem Handwagen ab. Das genaue Datum weiß ich nicht mehr.

Es war nach dem 20. Mai 1948, als ich zum ersten Mal die Ortschaft Lutterhausen betrat. Der Bauer, bei dem meine Mutter mit den beiden Brüdern wohnte, war über meine Ankunft überhaupt nicht erfreut und machte ein Riesentheater. Erst eine ganz energische Zurechtweisung meines Vaters und seiner Frau brachte ihn zur Vernunft.

Um den Zuzug zu erhalten, mußte auch ich zuerst nach Uelzen ins Flüchtlingslager, wo ich zwei Wochen bleiben mußte. Damit es nicht zu langweilig wurde, habe ich bei einer Baufirma, die direkt neben dem Lager Häuser baute, an einigen Tagen ausgeholfen. Es war ganz

offiziell; ich war als Handlanger bei den Maurern. Meinen Lohn bekam ich gleich zum Feierabend ausbezahlt.

Unbeliebt in der neuen Heimat

Auf der Rückfahrt mußte ich im Hauptbahnhof Hannover übernachten, weil der Anschlußzug schon weg war. Etwas geschlafen habe ich in einem Bunker, der mit allerlei Menschen überfüllt war. Deutsche und englische Polizisten machten laufend Kontrollgänge. Am andern Morgen war ich schon früh auf dem Bahnsteig. Von hier aus wurde mir die ganze Brutalität eines Krieges noch einmal vor Augen geführt. Egal, in welche Richtung man schaute, man sah nur Ruinen. – Wegen der schlechten Verbindung kam ich erst wieder gegen vierzehn Uhr in Lutterhausen an. Meine Eltern waren froh, daß auch diese Hürde genommen war. Somit stand einem neuen Anfang nichts mehr im Wege.

Unterhalb des Bahndamms befand sich ein Sportplatz, wo meistens die Kinder herumtobten. Mein Bruder Günter hatte sich während des Spiels, mit einem gleichaltrigen, aber größeren Jungen gezankt, so daß es zu einer Schlägerei kam. Günter ging als Sieger hervor, doch das schon brüchige Hemd seines Kontrahenten war dabei an mehreren Stellen gerissen.

Enttäuscht über die Niederlage seines um einen Kopf größeren Sohnes machte der Vater einen regelrechten Aufstand; auch wollte er das Hemd ersetzt haben. – Mein Vater lachte nur und sagte: "Gut, wir lassen das Hemd abschätzen, und den Wert zahle ich Ihnen aus. Nachdem wir schon soviel verloren haben, kommt es mir auf die paar Pfennige auch nicht mehr an." – Dadurch geriet der andere noch mehr in Rage und befahl seinem Sohn, Günter auf der Stelle die Knochen kaputtzuschlagen. Doch dieser wollte nicht mehr und kassierte von seinem Vater einen Schlag in den Nacken, daß er in den Misthaufen fiel.

Durch den Lärm wurden viele Leute angelockt, auch die Mutter des Jungen. Sie sagte dann zu ihrem Mann folgendes: "Komm, Heinrich, laß uns gehen! Pack bleibt Pack. Alles, was aus dem Osten kommt, ist Pack!" – Wir und andere Zuhörer waren über diese Äußerung sehr enttäuscht. Viele schüttelten nur mit dem Kopf, als sie gingen. – Doch dieser Zwischenfall hat uns nicht aus der Bahn geworfen. Gerne haben wir immer an diejenigen gedacht, die uns, hauptsächlich in der ersten Zeit, unterstützt haben und gut gesonnen waren. Ich glaube, es waren viele.

Meine Eltern suchten nach einer größeren Wohnung und bekamen eine in der Dorfmitte. Sie bestand aus einer Wohnküche im Erdgeschoß und einem Schlafzimmer in der oberen Etage. Um einen Einzug eventuell noch abzuwenden, hatte der Eigentümer kurz vorher die Tapeten von den Wänden der Wohnküche abgerissen, so daß meine Eltern vor nackten Lehmwänden standen.

Doch diese kleine Schweinerei konnte den Einzug nicht verhindern. Mein Vater hat mit einer Lehmschlämpe die Wände überzogen, danach gestrichen und zum Schluß mit einem zusammengedrehten Lappen und anderer Farbe ein Muster draufgerollt. Einen Tisch, eine Bank, zwei Schemel und ein Regal fertigte er aus stabilen Brettern an. Ein alter Herd war vorhanden.

Wieder Arbeit in der Landwirtschaft

Am 15. Juni habe ich meinen Vater bei dem Bauern abgelöst, bei dem er schon seit einem Jahr gearbeitet hatte. Er hatte durch Beziehungen eine Stelle in der hiesigen Zementfabrik bekommen. Da ich mit allen landwirtschaftlichen Arbeiten vertraut war, fiel es mir nicht schwer, in meiner neuen Umgebung zurechtzukommen. Nach zwei Wochen begann schon das Mähen der Wintergerste, diesmal mit dem Selbstbinder. An dieser Maschine kannte ich mich schon bestens aus.

In der nächsten Zeit merkte ich jedoch, daß mich die Arbeit in der Landwirtschaft nie befriedigen würde. So suchte ich schon in den kommenden Wintermonaten nach einer Lehrstelle in irgendeinem Handwerk. Alle Tischler-, Zimmerer-, Maurer- und Elektrobetriebe in der Umgebung klapperte ich ab, aber eine Lehrstelle war nicht zu bekommen. Später erfuhr ich, daß an diesem Lehrstellenmangel ein neues in Kraft getretenes Jugendschutzgesetz schuld war.

Der Meister einer nahe gelegenen Zimmerei mit Sägewerk gab meinem Vater schließlich das Versprechen, mich ein Jahr später einzustellen. Ich sollte mich aber im August nochmals persönlich vorstellen. Nach dem Vorstellungsgespräch war klar, daß ich nach Ostern 1950 mit der Lehre als Zimmerer beginnen konnte. Doch bis dahin lagen noch acht Monate vor mir, die ich in der Landwirtschaft verbringen mußte.

Auf diesem Hof gab es einen Fuchswallach, der Rex hieß. Er erinnerte mich an die kleine Fuchsstute Liliput in der Russenzeit. Zu der Zeit hatte er noch kein Geschirr am Körper gehabt, und darauf gesessen hatte auch noch keiner. Doch ich wollte es probieren. Als ich oben saß, ging es los, vorne hoch, dann hinten hoch wie beim

Rodeo. Es war ganz schön schwierig, ihn zu halten. Aber heruntergefallen bin ich nicht. Nach einigen Runden wurde er friedlicher. Am nächsten Tag machte er noch mehr Theater, doch danach waren wir Freunde. Das Einarbeiten vor dem Wagen und den Ackergeräten war nicht so schwierig, wie wir es erwartet hatten.

Rex entpuppte sich als gutes Turnierpferd. Ein Freund von mir ritt ihn bei allen Reitturnieren in der Umgebung und gewann im Springen viele Preise.

Um etwas beweglicher zu sein, wollte ich mir ein Fahrrad kaufen. Mit sechzig Mark in der Tasche ging ich nach Moringen und sah mich in einem Laden um, wo lauter schöne Räder standen. Der Besitzer hatte mich eine Weile beobachtet und fragte dann: "Na Junge, was kann ich für dich tun?" – Darauf erklärte ich ihm, daß ich gerne ein Fahrrad hätte, aber das Geld noch nicht zusammen habe. – Er fragte mich, wieviel ich denn hätte und wo ich arbeite. Nachdem ich seine Fragen beantwortet hatte, sagte er etwas, worüber ich sehr erstaunt war: "Such dir ein Fahrrad aus und gib mir deine sechzig Mark als Anzahlung! Den Rest zahlst du ab, wenn du wieder was hast." Er fragte nicht nach meinem Namen, und unterschreiben brauchte ich auch nichts.

Über diese Großzügigkeit eines Fremden war ich so erfreut, daß ich im späteren Leben immer wieder davon erzählt habe und auch gerne darüber schreibe. Es gab ab sofort ein neues Fahrrad im Dorf, und das besaß ich. Es hatte 180,-- Mark gekostet. Nach zwei Löhnungen und mit geliehenem Geld von meinen Eltern konnte ich nach drei Monaten meine Schulden begleichen.

Heinz Böhnke, der immer noch in Görlitz lebte, schrieb, daß er auch in den Westen wolle und ob ich ihm eine Stelle besorgen könne. Auf einem größeren Hof im Nachbarort gab mir ein inzwischen bekannter Bauer das Versprechen, ihn einzustellen. Heinz kam sofort, blieb noch einige Tage bei meinen Eltern und zog dann nach Blankenhagen. Dank meiner Beweglichkeit besuchte ich ihn mindestens zweimal in der Woche. Später hat er sich auch ein älteres Rad vom Hof zurechtgemacht, und wir konnten in unserer Freizeit zusammen die Umgebung erkunden.

Am Palmsonntag 1950 wurde Günter konfirmiert. Es war das erste Familienfest im Westen. Zu Ehren ihres Zweitältesten hatte meine Mutter alles prima gemacht. Weil unsere Wohnküche zu klein war, durften wir ein gegenüber liegendes Wohnzimmer unserer Wirtsleute zum Feiern benutzen. Es gab sogar aus Rüben gebrannten Schnaps,

dem man mit irgendwelchen Früchten einen anderen Geschmack anmischen konnte. Doch geschmeckt hat das Zeug trotzdem nicht. Die älteste Tochter unseres ehemaligen Nachbarn war auch gekommen; sie blieb eine Woche. (Zum Gegenbesuch wurde ich Pfingsten in die Nähe von Hildesheim eingeladen.) Es war eine schöne Feier. Zum Schluß hatte mein Freund Heinz etwas Schwierigkeiten, weil er wohl ein Gläschen zuviel von dem edlen Getränk genossen hatte.

In der Zimmererlehre

Zum 31. März hatte ich meine Stelle beim bisherigen Arbeitgeber gekündigt und fing direkt nach Ostern in der Zimmerei als Lehrling an. Weil ich bei Beginn der Lehre schon mein achtzehntes Lebensjahr überschritten hatte, brauchte ich nur zwei Jahre zu lernen.

Einmal in der Woche mußte ich nach Northeim zur Berufsschule. Wie schon 1948 in Zeitz beim Konfirmandenunterricht saß ich auch jetzt wieder als der Älteste mit Schülern zusammen, die sich zwischen dem vierzehnten und fünfzehnten Lebensjahr befanden. Weil ich seit fünf Jahren und vier Monaten keine Schulbank mehr gedrückt hatte, fiel es mir am Anfang schon schwer, mit meinen jüngeren Mitschülern Schritt zu halten. Vor allen Dingen das Fachrechnen machte mir Schwierigkeiten. Nach einigen Wochen konnte ich aber wieder mitmischen.

Bereits nach kurzer Zeit war mir klar, daß ich in der Berufswahl keinen Fehler gemacht hatte. Die Arbeit machte mir großen Spaß, und ich war froh, daß ich auch einen guten Lehrmeister gefunden hatte. Er ließ durchblicken, daß er mit mir zufrieden war, und sagte: "Junge, bleibe wie du bist und laß dich nicht von anderen beeinflussen!"

Gemeint waren damit die jüngeren Lehrlinge. Weil ich fast ausgewachsen und kräftig war, wurde ich nie zu solchen Nebenarbeiten wie Aufenthaltsraum säubern und heizen, Borke von Brettern schälen oder Aufräumarbeiten herangezogen. Diese Arbeiten mußten die Jüngeren machen.

Für die groben Arbeiten, wie Holz für den Rohbau abbinden und richten, war ein hiesiger Polier zuständig. Für den Innenausbau einschließlich Holztreppe, Geländer und alles, was dazu gehört, waren zwei Zimmerergesellen aus Schlesien zuständig. Beide waren Mitte vierzig, und von ihnen konnte ich am meisten lernen.

War in der Zimmerei mal eine Flaute, mußte ich im Sägewerk am Gatter oder an der Kreissäge aushelfen. Zu dieser Zeit wurden diese

Maschinen noch durch ein Lokomobil mit Dampf angetrieben; geheizt wurde mit Sägespänen.

Im ersten Winter meiner Lehre mußte ich wochenlang nach Nörten fahren. Ein neues Kino war im Herbst kurz nach der Eröffnung bis auf die Außenmauern abgebrannt. Nachdem das Dach wieder drauf war, machten wir den Innenausbau. Das machte keinen Spaß, jeden Tag bei Kälte, Schneetreiben oder Matsch zehn Kilometer mit dem Fahrrad zu fahren. Bei der Verkleidung der Decke fiel ich vom Gerüst, etwa drei Meter tief. Außer einer Platzwunde über dem rechten Auge hatte ich jedoch keine weitere Verletzung.

Schuld an dem Unfall war ein minderwertiges Gerüst. Beim Richen mußte man sowieso immer ein halber Artist sein. Vor allen Dingen bei Stallungen und Scheunen war es schon gefährlich, wenn man auf dem ca. sechzehn Zentimeter breiten Dachträger stehend die Sparren annehmen und befestigen mußte. Zu dieser Zeit wurden solche Arbeiten nur mit Körperkraft ausgeführt, und ein Gerüst für die Zimmerer konnte man sich denken.

Am 28. April 1952 machte ich in Northeim die Gesellenprüfung. Praktisch und theoretisch habe ich mit einer zwei bestanden.

Mein Bruder Günter, der auch in der Landwirtschaft arbeitete, hatte sich um eine Lehrstelle bemüht. In der Ostpreußenzeitung fanden meine Eltern eine Anzeige, aus der hervorging, daß das damalige Ostpreußenwerk in Westfalen ein Gut gepachtet hatte und überwiegend ostpreußische Lehrlinge ausbildete. Er bewarb sich und wurde angenommen. Der Verwalter dieses Gutes war ein ostpreußischer Inspektor.

Da nun eine Trennung der Familie bevorstand, mußte noch ein Familienfoto gemacht werden – so die Meinung unseres Vaters. Aus dem Nachbarort kam denn auch ein Fotograf bei strömendem Regen mit Kleppermantel und Fischerhut. Als wir Jungen ihn sahen, konnten wir uns vor Lachen kaum mehr halten. Und als er noch seinen alten Apparat in der Wohnküche aufstellte mit Platten und schwarzem Tuch, war es mit uns ganz aus. Dementsprechend sind auch die Bilder geworden.

Mein jüngster Bruder Horst wurde 1955 konfirmiert und erlernte anschließend den Beruf des Malers.

Auf Baustellen außerhalb

Um einer Winterarbeitslosigkeit zu entgehen, wie sie in dieser Gegend üblich war, kündigte ich im August und fuhr mit einem Bekann-

ten nach Bochum. Die Zimmerleute waren hier für das Einschalen der Decken und Treppen einiger Wohnblöcke zuständig. Die Firma stammte aus Breslau; die Hauptgeschäftsstelle war später in Hannover, und ich arbeitete in der Niederlassung Dortmund. Bei dieser Firma habe ich Fuß gefaßt und arbeitete fortan auf verschiedenen Baustellen im Ruhrgebiet und im Sauerland im Stahlbetonbau.

Von November 1959 bis Juli 1960 fuhr ich dreimal in der Woche nach Essen, um an einem Weiterbildungslehrgang teilzunehmen. Dieser dauerte acht Monate und fand nur am Abend statt. Die Prüfung mußte ich im November vor der Wirtschaftsvereinigung des Baugewerbes in Dortmund ablegen.

Nach einem halben Jahr kam ich ins Angestelltenverhältnis. Ab dieser Zeit vertraute man mir größere Baustellen wie Kläranlagen, Brücken und Fernheizwerke an. Die Stammbelogschaft kam überwiegend von außerhalb. – Unsere Heimfahrten fanden im Rhythmus von zwei Wochen statt. Später im Besitz eines eigenen Fahrzeugs, fuhr ich jede Woche.

Das weitere Berufsleben in Niedersachsen

Doch immer in der Fremde war auch kein Leben von Dauer, zumal ich in der Zwischenzeit Frau und Kinder hatte und zusammen mit meinen Eltern im gemeinsam gebauten Haus wohnte.

Nach fünfzehn Jahren, im August 1967, änderte sich dieser Zustand schlagartig. In einer Zeitungsanzeige suchte eine Firma aus der Nachbargemeinde jemanden, der sich im Stahlbetonbau qualifiziert hatte. Das Vorstellungsgespräch verlief für mich positiv, und so fing ich am 21. August 1967 auf einer nahe gelegenen Baustelle an. Es gab auch hier manchmal Baustellen, zu denen man täglich bis zu achtzig Kilometer hin und auch wieder zurück fahren mußte. Doch das Wichtigste war, daß ich jeden Abend zu Hause sein konnte.

In dieser Firma arbeitete ich bis zum 31. Dezember 1994. Dann ging ich nach 27 Jahren, vier Monaten und zehn Tagen in den wohlverdienten Ruhestand.

V. Ausklang

Besuch in der alten Heimat

Im Herbst 1992 bekam ich einen Brief meines Cousins mit Bildern von meinem Elternhaus. Er war mit seiner Frau bereits im Sommer da gewesen, denn sein Elternhaus stand in Schiedelau, also nur sieben bis acht Kilometer von dem meinigen entfernt. Nach einem längeren Telefongespräch, das ich mit ihm führte, stand für mich fest, daß ich im kommenden Sommer ebenfalls eine Reise nach Nordostpreußen unternehmen würde. Eine in der Nähe wohnende Mitschülerin war ebenfalls dafür.

So fuhren wir zusammen mit unseren Ehepartnern bereits im Mai 1993 mit einem Busunternehmen Richtung Königsberg. An einem Tag zur freien Verfügung fuhren wir mit einem Taxi weiter nach Waldburg. Leider war die Zeit zu kurz und unsere Enttäuschung über das, was wir vorfanden, riesengroß.

Meine Frau und auch meine Mitschülerin waren auf keinen Fall an einer zweiten Fahrt interessiert. Doch für mich stand fest, die Fahrt noch einmal zu wagen, und zwar für mehrere Tage. Auch meine beiden Töchter Heike, 39, und Christel, 32 Jahre alt, waren Feuer und Flamme; sie wollten mich begleiten. Ich erfuhr, daß Renate und Heinz Danziger aus Hamburg bereits fünfmal dort waren, im Juni 1997 wieder hinfahren wollten und daß wir uns anschließen könnten. Die Organisation lag ausschließlich in Danzigers Händen, wofür ich sehr dankbar war.

So flogen wir am 7. Juni 1997 mit der Aeroflot von Hamburg nach Königsberg, und von dort fuhren wir mit einem Großtaxi nach Kleinkarpau zum ehemaligen Hof von Renate Danzigers Eltern. Die jetzigen Bewohner heißen Gregori und Vida Margazow. Wir wurden hier ganz herzlich empfangen und die folgenden sieben Tage in Vollpension tadellos versorgt. Wir hatten nun dank der vorhandenen drei Herrenfahrräder die Möglichkeit, die ganze Umgebung, die mir aus meiner Kindheit noch in Erinnerung war, abzufahren.

Einige Male waren wir auf dem ehemaligen Grundstück meiner Eltern, das von einem Vater mit seinen zwei Töchtern und einem Enkelkind bewohnt wird. Seit 1993 hatte sich hier nichts verändert. Ob Haus, Hof, Stall und Garten, alles war verkommen. Auch im Haus war kein Plätzchen, wo man sich hätte wohlfühlen können.

So war es auf fast allen Grundstücken in der Umgebung.

Wir besuchten noch die Städte Insterburg und Angerapp, die durch Kriegseinwirkung wenig beschädigt waren. Trotzdem, es entsteht so gut wie nichts Neues, und renoviert wird ganz selten. Alles ist dem Verfall preisgegeben.

Am 14. Mai 1997 hieß es wieder Abschied nehmen. Unser Taxi war gekommen, und wir fuhren um sieben Uhr los, vorbei an kaputten Häusern, verstepptem Land und Dörfern, die es überhaupt nicht mehr gibt. So erreichten wir den Flughafen Kaliningrad in zwei Stunden.

Wieder zu Hause angekommen, dachten wir an ein schönes, aber auch trauriges, unvergeßliches Erlebnis zurück. Traurig deshalb, weil wir doch erschüttert waren, daß das einst so blühende Land zum großen Teil versteppt ist und daß die meisten russischen Bewohner der Häuser alles verkommen lassen. Wir haben ja noch Verständnis dafür, daß aus Mangel an Geld die Wohnungen und Häuser nicht renoviert werden können. Aber Sauberkeit kostet nicht viel, und daran mangelte es leider fast überall.

Letzte Bemerkungen

Nach den grausamen Erlebnissen der Jugend hatte ich noch in späteren Jahren Alpträume, wobei Russen hinter mir herliefen und auf mich schossen. Oft wachte ich schweißgebadet auf und war froh, daß es nur ein Traum war. Auch jetzt, während ich diesen Bericht schrieb, kamen nachts im Traum die alten Erinnerungen wieder, hauptsächlich dann, wenn ich noch kurz vor dem Zubettgehen daran gearbeitet hatte.

Immer wieder muß ich der vielen Opfer gedenken, die in diesem so unsinnigen Krieg ihr Leben lassen mußten, aber auch derjenigen, die große Opfer brachten, um anderen zu helfen. Meine besondere Hochachtung gilt den Frauen, die Nacht für Nacht mit ihren Kindern im Luftschutzbunker verbringen mußten, oder denen, die immer wieder vergewaltigt wurden und Schmach und Schande über sich ergehen lassen mußten und dennoch für ihre Kinder sorgten. Das gilt insbesondere für meine Mutter, denn sie war es, die es schaffte, uns trotz aller Entbehrungen immer wieder aus dem Schlamassel zu ziehen und groß zu kriegen.

An dieser Stelle möchte ich schließen und versichern, daß dies ein Tatsachenbericht ist. Er entspricht ganz und gar der Wahrheit, wie sich alles zugetragen hat.

Redaktionelle Notiz des Herausgebers

Schriftliche Erinnerungen sogenannter 'einfacher Leute' sind Dokumente, in die bei der Redaktion für eine Drucklegung möglichst wenig eingegriffen werden sollte. An dieses Prinzip habe ich mich auch bei dieser Edition gehalten. Herr Zimmermann folgte bei seiner Niederschrift jedoch keinem inhaltlich gliedernden Konzept, sondern reihte nach eigener Aussage die ihm erinnerlichen Episoden aneinander, wie ihm "die Gedanken gerade kamen". Daher erschien es doch geboten, nicht nur Versehen in Orthographie und Interpunktion zu korrigieren und an mißverständlichen Formulierungen zu bessern, sondern auch gelegentlich die Satzfolge zu verändern, einige Absätze neu zu plazieren und das Ganze durch Zwischenüberschriften übersichtlicher zu machen.

Diese augenscheinlich behutsamen Eingriffe konnten mit Herrn Zimmermann anhand seines Manuskripts, in dem sie vermerkt waren, im Oktober 1999 bei einem Treffen in Göttingen besprochen werden und wurden von ihm entweder so gebilligt oder an Ort und Stelle nach seinen Vorstellungen leicht modifiziert. In der Folge von ihm zugesandte Nachträge zu seinem Manuskript habe ich dann an den von ihm bezeichneten Stellen eingefügt. So handelt es sich um eine von ihm autorisierte Ausgabe, obwohl er infolge seiner schweren Krankheit und seines für mich unerwarteten Todes im Dezember 2000 die endgültige Druckvorlage nicht mehr lesen konnte.

Meinem Wunsch, auch noch einige Informationen über seine eigene Familie nachzutragen, die nur zweimal kurz erwähnt wird, wollte er nicht oder konnte er nicht mehr nachkommen.

Die in der Darstellung genannten kleinen Dörfer bzw. Ortsteile konnten anhand der mir zugänglichen Ortsverzeichnisse leider nicht sämtlich verifiziert werden.

S.N.

Institut für Volkskunde der Universität Rostock
 Wossidlo-Archiv
 18055 Rostock, Schillerplatz 8

Wossidlo-Archiv, Kleine Schriften

Herausgegeben von Siegfried Neumann

Bisher sind erschienen:

- Heft 1: Siegfried Neumann (Hrsg.): *Studia ethnographica in honorem Hermann Strobach*.
 Mit Beiträgen von Christel Heinrich, Ute Mohrmann, Siegfried Neumann, Zmaga Kumer, Ingetraut Klage, Todor Živkov.
 Rostock, Wossidlo-Archiv, 1992. 78 S.; 2. Aufl. 1993. 79 S. – DM 10,--
- Heft 2: Siegfried Neumann (in Verbindung mit Ingeborg Müller und Thea Luth): *Richard Wossidlo und das Wossidlo-Archiv in Rostock. Von der volkskundlichen Sammlung des Privatgelehrten zum Institut für Volkskunde in Mecklenburg-Vorpommern*.
 Rostock, Wossidlo-Archiv, 1994. 148 S., 12 Abb. – DM 15,--
- Heft 3: Siegfried Neumann: *Volkskunde und Niederdeutsch in Mecklenburg-Vorpommern. Ein niederdeutscher Mundart-Sprachraum in der volkskundlichen Forschung*.
 Rostock, Wossidlo-Archiv, 1997. 84 S., 2 Abb. – DM 10,--
- Heft 4: Christoph Schmitt (Hrsg.): *Informationen zur Volkskunde. Beiträge zu einem Kolloquium an der Universität Rostock am 11.4.1997 in Warnemünde*.
 Mit Beiträgen von Hermann Bausinger, Wolfgang Brückner, Klaus Roth, Lutz Röhrich, Rolf Wilhelm Brednich, Ulrich Mölk, Siegfried Neumann, Christoph Schmitt.
 Rostock, Wossidlo-Archiv, 1997. 76 S., 10 Abb. – DM 10,--
- Heft 5: Siegfried Neumann: *Friedrich der Große in der pommerschen Erzähltradition. Eine volkskundliche Studie und Dokumentation*.
 Rostock, Wossidlo-Archiv, 1998. VIII, 152 S., 4 Abb. – DM 16,--
- Heft 6: Siegfried Neumann (Bearb. und Hrsg.): *Ein Handwerkerleben in Mecklenburg. Die Autobiographie des Paul Friedrich Kaeding*.
 Rostock, Wossidlo-Archiv, 1998. 80 S., 1 Abb. – DM 10,--

Heft 7: Siegfried Neumann (Red. und Hrsg.): Von Ostpreußen über Sachsen und Thüringen nach Niedersachsen. Die Autobiographie des Arno Zimmermann.
Rostock, Wossidlo-Archiv, 2000. 108 S., 3 Abb., 1 Karte – DM 12,–

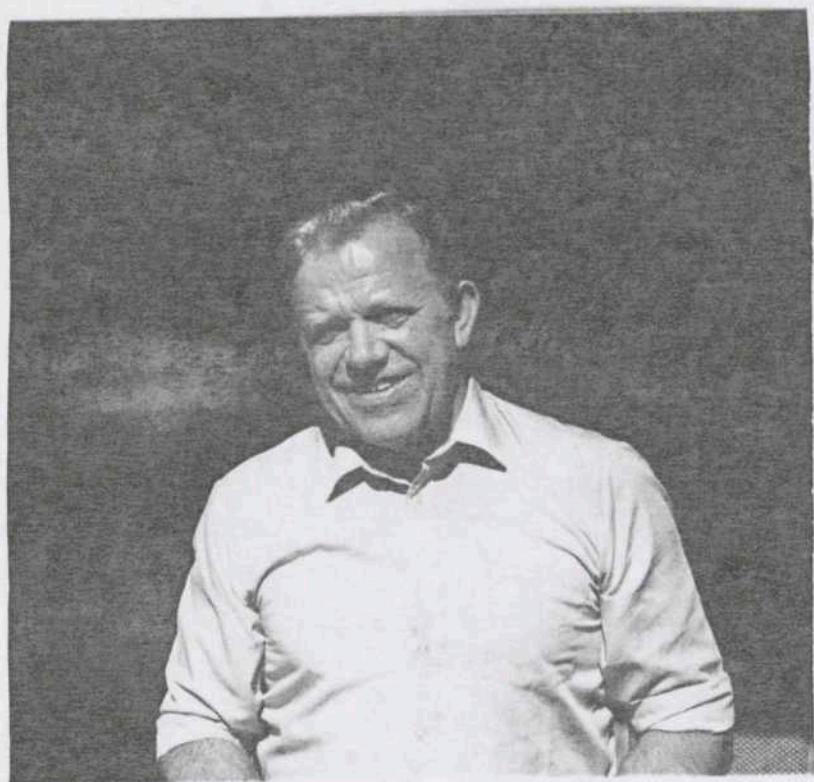
In Vorbereitung:

Heft 8: Siegfried Neumann: Kulturkontakt im Erzählen. Ein Abend in einem Strelitzer Bauernhaus.

Heft 9: Siegfried Neumann: Grimmsche Märchen in mündlicher Variation. Das Beispiel der westpreußischen Erzählerin Berta Freiwald.

Heft 10: Siegfried Neumann: Chroniken und mündliches Erzählen. Zur Frühgeschichte der Sagenüberlieferung Berlins.

Heft 11: Christoph Schmitt (Hrsg.): Hexenglauben in Mecklenburg.



Arno Zimmermann (29. Mai 1931 bis 27. Dezember 2000), dessen Kindheits- und Jugenderinnerungen hier im Druck erscheinen, in seinem Wohnort Hardegsen.



Familie Zimmermann in Waldburg, Kr. Gerdauen (Ostpreußen),
1937.

Rechts der damals sechsjährige Arno.



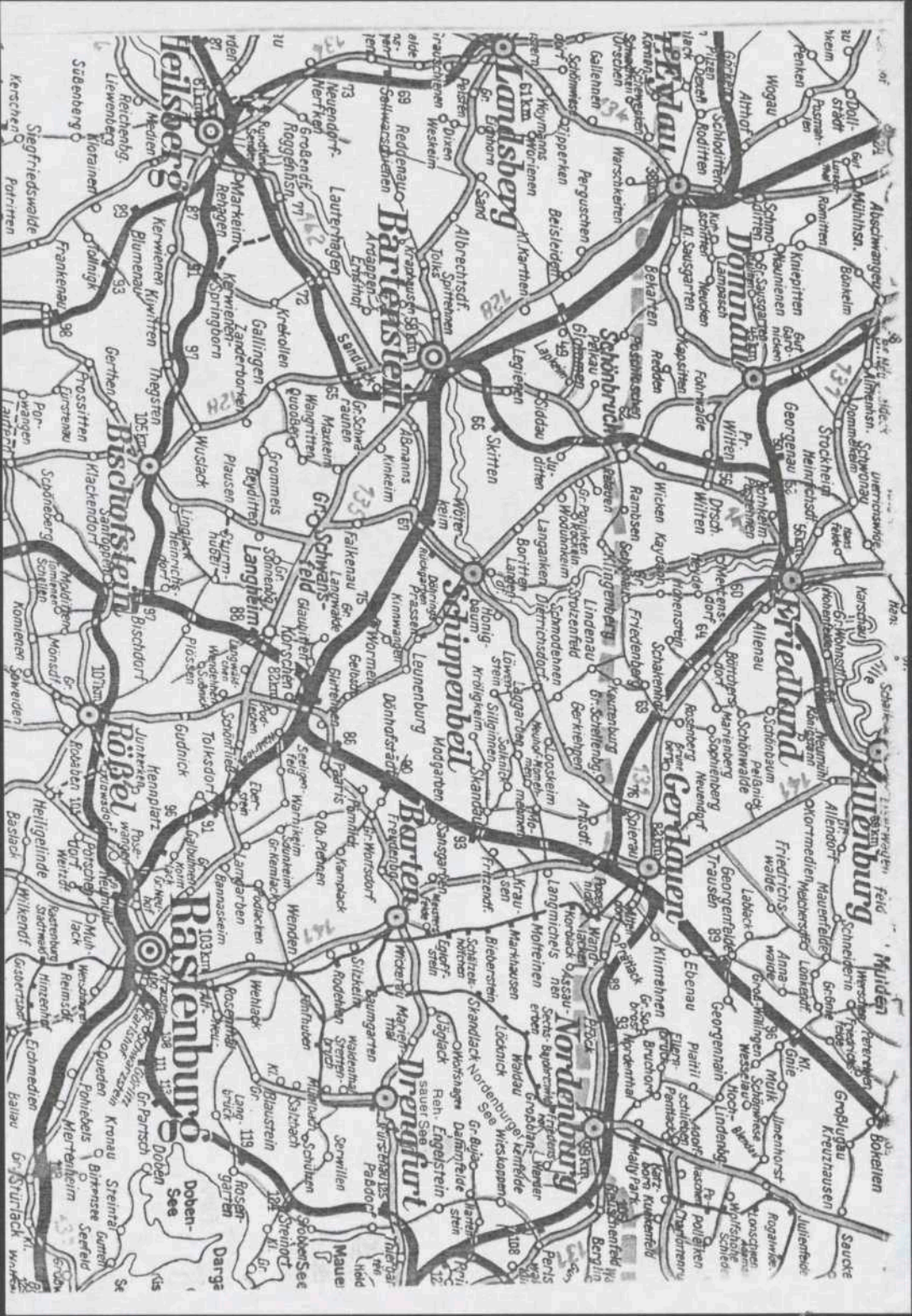
Familie Zimmermann in Lutterhausen, Kr. Northeim (Niedersachsen), 1952.

Rechts der inzwischen 21jährige Arno.

Nächste Seite:

Ausschnitt aus der Landkarte Ostpreußens

Waldburg nordöstlich von Nordenburg, der Heimatort der Zimmermanns, und Ortlack südwestlich von Bartenstein, wo sie die Russen- und Polenzeit erlebten, sind durch einen roten Punkt markiert. Eichhorn, wo sie die Rote Armee erreichte, liegt östlich von Landsberg.



Friedland
103 km
Schippenbell
58 km
Bartenstein

Gerdenen
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Nordenburg
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Dreufurt
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Bartenstein
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Schippenbell
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Rastenburg
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Röbel
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Bischofsgrün
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Helsberg
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Mudnen
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Gerdenen
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Nordenburg
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Landenberg
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Bartenstein
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Schippenbell
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Rastenburg
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Röbel
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Bischofsgrün
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Landenberg
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Bartenstein
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Schippenbell
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Rastenburg
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Röbel
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Bischofsgrün
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Landenberg
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

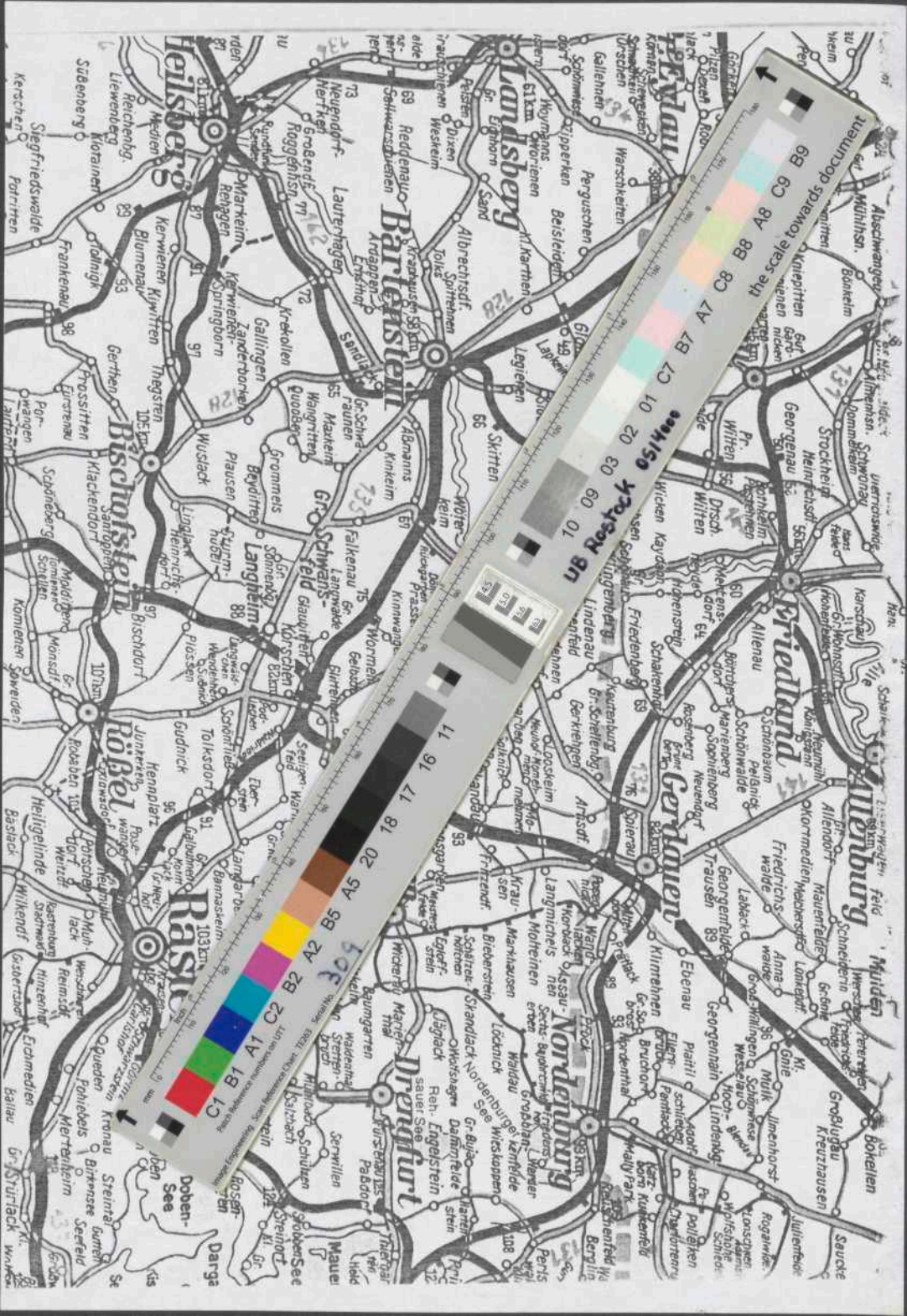
Bartenstein
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Schippenbell
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Rastenburg
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Röbel
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell

Bischofsgrün
103 km
Rastenburg
58 km
Schippenbell



Heilsberg

Randsberg

Bartsch

Bartsch

Rast

Gerden

Mulden

Dorf

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Heilsberg

Randsberg

Bartsch

Bartsch

Rast

Gerden

Mulden

Dorf

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Heilsberg

Randsberg

Bartsch

Bartsch

Rast

Gerden

Mulden

Dorf

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Heilsberg

Randsberg

Bartsch

Bartsch

Rast

Gerden

Mulden

Dorf

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Heilsberg

Randsberg

Bartsch

Bartsch

Rast

Gerden

Mulden

Dorf

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Heilsberg

Randsberg

Bartsch

Bartsch

Rast

Gerden

Mulden

Dorf

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Heilsberg

Randsberg

Bartsch

Bartsch

Rast

Gerden

Mulden

Dorf

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Heilsberg

Randsberg

Bartsch

Bartsch

Rast

Gerden

Mulden

Dorf

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Heilsberg

Randsberg

Bartsch

Bartsch

Rast

Gerden

Mulden

Dorf

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Heilsberg

Randsberg

Bartsch

Bartsch

Rast

Gerden

Mulden

Dorf

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden

Nordenburg

Doben-See

Gerden

Mulden